

neue

E 50668

spezial 3 • Oktober 2011

caritas

s p e z i a l

POLITIK • PRAXIS • FORSCHUNG

Einführung

Grundsätzliches

Perspektiven

Forschung

Service

Ideen und Bausteine Pastorale Räume diakonisch ausgestalten



Einführung (Eugen Baldas/Rudolf Devic)	4
A Grundsätzliches	
1. Zauberformel oder Kampfbegriff? Grundlagen und Fragen zur Sozialraumorientierung (Udo F. Schmälzle)	6
2. Mission und Diakonie in den pastoralen Räumen (Ottmar John)	9
3. Lokale Kirchenentwicklungsprozesse – vier Thesen zur kirchlichen Verortung der verbandlichen Caritas (Hans-Jürgen Marcus)	12
4. Ort – Macht – Heil (Franz Meurer)	15
B Perspektivische Zugänge	
1. Die Ausgestaltung pastoraler Räume durch den Fachdienst Gemeindecaritas (Rudolf Devic)	16
2. Fachdienst Gemeindecaritas im pastoralen Raum	18
2.1 Auftragslage und Aufgabenwahrnehmung: (Klaus Fengler)	18
2.2 Interview: „Caritatives Handeln“ in Seelsorgebereichen und Pfarreien	21
3. Den Menschen nah. Freiwillig und kompetent. Das CKD-Netzwerk von... (Frank Barrois)	22
4. Kooperation Freiwilligen-Zentrum und Pfarrei (R.Devic/Gabriele Glandorf-Strotmann)	26
5. Beauftragte für Diakonie in pastoralen Räumen – Elemente aus Sicht der verbandlichen Caritas (Peter Oberleitner/Klaus Korbmann/Rudolf Devic)	29
6. Caritative Einrichtungen in pastoralen Räumen	32
6.1 Alte Menschen – eine Chance für lebendige pastorale Räume (Hanno Heil)	32
6.2 Aktivitäten des Caritas-Altenstiftes Mettmann (Roland Spazier)	35
7. Sozialraumorientierung als Grundlage für eine strategische Partnerschaft von Pfarrgemeinden und Caritas (Karin Vorhoff)	38
8. Leben im Pastoralraum?! (Martin Pott)	39
9. Projektplanung und Durchführung	44
9.1 Helfen braucht Ziele (Niklaus Bayer)	44
9.2 Projekt Mittagstisch: Ein Treffpunkt der Begegnung (Regula Kuhn-Somm)	44
9.3 Seminare für Freiwillige – Fachtage für Berufliche (Angela Plichta/Rudolf Sauerbier)	46
C Forschungsergebnisse: Caritas im Sozial- und Lebensraum	
1. Das Forschungsprojekt „Diakonie im Lebensraum der Menschen“ (Udo F. Schmälzle)	48
2. Caritas und Pfarrgemeinden im Sozialraum aktiv – Längsschnittanalyse zum sozialräumlichen Projekt Öhringen (Udo F. Schmälzle)	51
3. Community Organizing – Modellprojekt im Deutschen Caritasverband (Eugen Baldas)	53
4. Wie entstehen auf breiter Basis Bürgerplattformen? (Leo Penta)	55
5. Einsam bist du klein... (Maria-Elisabeth Küpper)	57
6. Community Organizing als neue Form von Gemeindecaritas? (Peter Laschinski)	59
D Anhang und Service	
1. Anmerkungen und Literaturhinweise	61
2. Materialien zur diakonischen Ausgestaltung pastoraler Räume	64
3. Verzeichnis der Mitwirkenden	67
Impressum	20

Vorwort

DIE DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ hat sich im Rahmen eines Studientages im Jahr 2007 unter dem Thema „Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“ mit den zum Teil neu geschaffenen pastoralen Räumen beschäftigt.¹ Eine Erkenntnis des Studientages war, dass sich aus diesen Strukturen zahlreiche Herausforderungen und Chancen für die Pfarreien, die Verkündigung, die Liturgie und die Diakonie sowie für alle beteiligten kirchlichen Einrichtungen und Dienste, Verbände, Gruppen, Gemeinschaften sowie ehrenamtlich und beruflich tätigen Mitarbeitenden ergeben. Vor Ort engagieren sich viele Caritasverbände in den pastoralen Räumen, organisieren dort teilweise ihre Arbeit neu beziehungsweise entwickeln mit den Pfarreien neue Konzepte der Zusammenarbeit.

In einem Impulspapier hat der Deutsche Caritasverband (DCV) im Dezember 2008 die Rolle und den Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen beschrieben.² Es stieß auf eine große Resonanz. Verschiedene Caritasverbände, Fachverbände der Caritas, Einrichtungen und Dienste haben ein neues Bewusstsein für ihre Rolle und Mitwirkung als Kirche vor Ort entwickelt. In der Praxis zeigt sich, dass ein wichtiger Schritt für eine stärkere diakonische Ausgestaltung der pastoralen Räume das gegenseitige Kennenlernen von Caritaseinrichtungen und Pfarrgemeinden ist. Sehr bewährt hat sich die Methode der Sozialraumanalyse, bei der sich Pfarrgemeinden teilweise mit Hilfe der Caritas damit auseinandersetzen, welche Menschen vor Ort leben und welche sozialen Nöte vorliegen. Die Projek-

te, die hier vorgestellt werden, zeigen, welche Chancen sich ergeben, wenn Pfarrgemeinden sich für soziale Fragen in ihrem Umfeld öffnen und ansprechbar werden für Menschen in unterschiedlichen Lebenslagen. Sie veranschaulichen, wie effektiv die Zusammenarbeit mit der verbandlichen Caritas sein kann und welche wichtige Rolle dabei oft Ehrenamtliche einnehmen. Das Prinzip der Sozialraum- beziehungsweise Lebensraumorientierung trägt dazu, dass sich Caritaseinrichtungen als Teil des sozialen Umfeldes verstehen und dort engagieren.

„Ein neues Bewusstsein der Verbände für ihre Rolle und Mitwirkung“

Ganz herzlich danke ich der Arbeitsgruppe „Diakonische Ausgestaltung pastoraler Räume“ aus dem Fachbereich Gemeindec Caritas, Herrn Dr. Eugen Baldas und Herrn Rudolf Devic sowie Herrn Professor Dr. Rainer A. Roth für die Vorbereitung dieser Bausteine und den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge.

Ihnen wünsche ich jetzt viel Freude beim Lesen dieser Bausteine und die Begeisterung, unsere Kirche mit ihrer Caritas mitzugestalten, damit sie immer wieder neu als Kirche unter den Menschen präsent sein kann.

Peter Neher



Prälat Dr. Peter Neher

Präsident des Deutschen Caritasverbandes
E-Mail: peter.neher@caritas.de

Anmerkungen

1. Vgl. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ: „Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“. Dokumentation des Studientages der Frühjahrsvollversammlung 2007 der Deutschen Bischofs-

konferenz. Bonn, 2007. (Arbeitshilfe, Nr. 213).

2. DEUTSCHER CARITASVERBAND e. V.: Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen. Impulspapier. In: neue caritas Heft 3/2009, S. 32–39.



Pastorale Räume

Der Beitrag der Caritas zu ihrer Mitgestaltung.

Eugen Baldas, Rudolf Devic

RÄUME PRÄGEN ZUNEHMEND das Leben von Einzelnen und Institutionen: Die Rede ist von Lebensraum, Sozialraum, pastoralem Raum und auch vom virtuellen Raum. Dabei werden Zuordnungen individuell gesucht, aber auch institutionell gesetzt. Während die sprichwörtliche „Kirche im Dorf“ und mit ihr die Pfarrgemeinde vielfach auf eine gewachsene Identität mit einem Gefühl von Heimat, Zuhause sein und Geborgenheit von den Menschen erlebt werden, sind die neuen pastoralen Räume größere Verwaltungseinheiten, um Gemeindeleitung für mehrere Gemeinden im Amt eines Priesters handelbar zu machen. Wenn künftig die Verwaltungseinheit die neue Pfarrei bilden soll – woran vie-

lerorts kein Weg vorbei zu gehen scheint –, bildet sie dann auch schon „die neue Gemeinde“? Wenn der Weg in diese Richtung führt, dann muss eine adäquate Rolle für derartige Gemeinden im Sinne von Lebensorten¹ gefunden werden, und es gilt auch, die Rolle der verbandlichen Caritas neu zu sehen. Zu Letzterer hat der Deutsche Caritasverband mit einem Impulspapier Position bezogen. Darin heißt es: „Die pastorale Neuordnung wird von vielen als Krise erlebt. Auf der anderen Seite bieten die pastoralen Räume auch eine Chance zur Neuordnung der katholischen Kirche in Deutschland. In diesem Wandel will die verbandliche Caritas ihren Beitrag zur diakonischen Orientierung der Kirche leisten

und möchte in diesem Sinne die Zusammenarbeit mit den Pfarreien und den anderen kirchlichen Partnern weiter mitgestalten.“²

Hierfür wollen diese „Bausteine zur diakonischen Ausgestaltung pastoraler Räume“ Anregungen geben, um vor Ort im Miteinander von verbandlicher Caritas und den Gemeinden eines pastoralen Raumes nach je eigenen, situativ passenden Wegen diakonischen Handelns zu suchen. Engagierte vor Ort, Verantwortliche in der Caritas, in Diensten und Einrichtungen sowie in Gemeinden und pastoralen Stellen finden in diesem „neue caritas spezial“ Begründungen, inspirierende Praxis und Planungs-ideen für den Auf- und Ausbau der diako-

nischen Dimension in pastoralen Räumen. Die Bausteine sind ein Teil der Vielfalt diakonischen Handelns, die ihren Grund im „Imperativ der Nächstenliebe“ (Papst Benedikt XVI.) haben; die Autoren verantworten ihren jeweiligen Beitrag selbst

Die „Bausteine zur diakonischen Ausgestaltung pastoraler Räume“ gliedern sich in vier Teile:

■ In Teil I geben die Grundsatzbeiträge von Udo Schmälzle, Ottmar John, Hans-Jürgen Marcus und Franz Meurer Verstehenshintergründe im Kontext kirchlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen, theologische Begründungen und verbandliche Einblicke.

■ In Teil II sind Fachbeiträge aus unterschiedlichen Perspektiven, Zugängen und Erfahrungsräumen aufgenommen: Der bundesweite Blick der Ausgestaltung pastoraler Räume im Bereich der Fachdienste Gemeindecaritas (Rudolf Devic), Auftragslage und Aufgabenwahrnehmung von Gemeindecaritas in diözesaner und örtlicher Sicht (Klaus Fengler, Claudia Gabriel), Ansprechpartner „Diakonie“ in pastoralen Räumen in örtlichen Kontexten (Peter Oberleitner, Klaus Korbmann), Erfahrungen von Ehrenamtlichen (Frank Barrois), wachsendes Engagement in Gemeinden und Serviceleistungen von Freiwilligen-Zentren (Gabriele Glandorf-Strotmann / Rudolf Devic), Stationäre Altenhilfe und pastorale Räume (Hanno Heil, Roland Spazier), Sozialraumorientierung in der Caritas (Karin Vorhoff), Planungen und Handeln in Projekten (Nikolaus Bayer, Regula Kuhn-Somm, Angela Plichta, Rudolf Sauerbier), und schließlich aus pastoraler Perspektive noch einmal die Ausgangsfrage nach dem Leben im Pastoralraum (Martin Pott).

■ In Teil III werden Erfahrungen, Ergebnisse und Empfehlungen aus Forschungsprojekten dargelegt. Udo F. Schmälzle gibt dazu Einblicke in das von DCV und Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz/Bereich Pastoral in Auftrag gegebene Forschungsprojekt „Diakonie im Lebensraum der Menschen“; Eugen Baldas, Maria-Elisabeth Küpper und Peter

Laschinski diskutieren Aspekte des Praxisprojektes „Community Organizing“, das der DCV und die Katholische Hochschule Berlin durchgeführt hatten.

■ In Teil IV finden sich Materialien, Literaturhinweise und das Verzeichnis der Mitwirkenden.

Dem Fachbereich Gemeindecaritas und allen anderen Fachbereichen ist aufgetragen, die fachliche Rolle neu zu suchen und Klärungsprozesse dazu auf den Weg zu bringen. Wer realisiert hat, dass er noch einmal ganz neu für die diakonische Dimension in den größeren pastoralen Räumen unterwegs ist, dem stellen sich unterschiedliche Fragen wie etwa diese:

- Welche Aufgaben stehen an?
- In welchen Rollen sind diese zu bewältigen?
- Mit wem kann man zusammenarbeiten?
- Welche Erfahrungen liegen schon vor?
- Welche Aspekte sind grundsätzlicher anzugehen?

In diesem Prozess sind praktische Hinweise, brauchbare Analysen und Orientierungsmarken gefragt. Dabei gehen die Fragen und Netzwerkfäden über den engeren Bereich der Pfarr- und Gemeindecaritas hinaus: Hinein in die Seelsorge, in Caritas-Einrichtungen, in ehrenamtlich zusammengesetzte Gruppen und Organisationen sowie in die Netzwerke mit Verbänden und Kommunen. Sollen die Pastoralräume wirkliche Lebensräume der Menschen werden, dann müssen die Netzwerkverbindungen der Menschen im Wohngebiet in den Blick genommen werden, um Menschen in Notlagen wirksam unterstützen zu können. Diese vielgestaltigen Prozesse in den pastoralen Räumen überfordern bisweilen zum einen Personen und Institutionen, zum anderen eröffnen sie aber auch neue Möglichkeiten diakonischen Handelns.

Den Mitwirkenden in der Arbeitsgruppe „Diakonische Ausgestaltung pastoraler Räume“, Klaus Fengler, Torsten Gunne- mann, Peter Oberleitner, Margret Kulozik und Rudolf Devic, welche die Jahreskonferenz der Diözesanreferenten Gemeindecaritas zur Vorbereitung der Bausteine einge-

setzt hatte, gilt ein besonderer Dank für die Vorbereitung dieser Publikation. Allen Autoren danken wir für ihre Beiträge; Professor Rainer A. Roth danken wir für die aufwändige redaktionelle Arbeit.

Dem Deutschen Caritasverband (DCV), seinen Gliederungen und Fachverbänden, den Diensten und Einrichtungen

„Beitrag der Caritas zur diakonischen Orientierung der Kirche“

sind „als karitative Organisation der Kirche“ in Sachen „christlicher Liebestätigkeit“ und als „Antwort auf das, was in einer konkreten Situation unmittelbar not tut“ aufgetragen, „das ihnen Mögliche zu tun, damit Mittel dafür und vor allem die Menschen bereitstehen, die solche Aufgaben übernehmen.“³ Dabei braucht es, so Papst Benedikt XVI., „berufliche Kompetenz“ als „grundlegende Notwendigkeit“ und Menschlichkeit in der „Zuwendung des Herzens“. Es ist schon immer von Vorteil für alle, wenn Herz und Verstand, wenn Freude und Sinn, wenn Beruf und Berufung in deutlich sichtbaren Schnittmengen das Handeln prägen. Dabei darf nicht vorschnell geschlossen werden, dass das Können bei den Beruflichen und das Herz bei den Ehrenamtlichen zu suchen ist. – Beide, Handeln gegen Entgelt und unentgeltliches Handeln, brauchen Können, Fertigkeiten und von Sinnerfüllung getragene Freude.

Zu den Anmerkungen: siehe ab Seite 61 f.



Bild: Karl-Heinz Raach

A Grundsätzliches

1. Zauberformel oder Kampfbegriff? Grundlagen und Fragen zur Sozialraumorientierung

Udo F. Schmälzle

ALLE WOHLFAHRTSVERBÄNDE sind gegenwärtig mit einem schleichenden Paradigmenwechsel konfrontiert. Der traditionelle Wohlfahrtsstaat mutiert langsam, aber sicher zu einem aktivierenden Sozialstaat. Dieser Paradigmenwechsel betrifft die Jugend-, Familien-, und Behindertenhilfe, die Psychiatrie, ja selbst die Einrichtungen der Altenarbeit und der Pflege.

Zwei Jahrzehnte nach Inkrafttreten des neuen Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG), in dem in § 80 Abs. 2 sozialräumliche Konzepte grundgelegt und deren Umsetzung in der Jugendhilfe gefordert wurden, dominieren beispielsweise bis heute Formen einer traditionellen „versäulten“ Erziehungshilfe. Dies ist umso

erstaunlicher, da sozialräumliches Arbeiten eigentlich nichts Neues darstellt, sondern in der Geschichte immer wieder konzeptionell angesprochen und erprobt wurde. „Sozialraumorientierung in der Tradition der Gemeinwesenarbeit beziehungsweise stadtteilbezogener Arbeit fußt auf einer beachtlichen, gut dokumentierten Praxis, ausformulierten methodischen Prinzipien, soliden theoretischen Konzepten und entsprechenden in der Fachöffentlichkeit transportierten Weiterentwicklungen.“⁴ Zur Evaluierung sozialräumlicher Arbeitskonzepte gibt es bereits im Kontraktmanagement zwischen öffentlichen und freien Trägern folgende Kriterien:

1. Konsequenz am Willen und den Interessen der Menschen ansetzen.

2. Aktivierend und selbsthilfefördernd sein.

3. Sich auf die Ressourcen der im Sozialraum lebenden Menschen und der sozialräumlichen Strukturen konzentrieren.

4. Einen zielgruppen- und bereichsübergreifenden Arbeitsansatz bieten.

5. Die Kooperation mit unterschiedlichen Akteuren im Blick haben sowie die diesbezüglich aktivierbaren Ressourcen aufeinander abstimmen.⁵

Wo liegen die Ursachen dafür, dass Wohlfahrtsverbände und staatliche Einrichtungen bis heute noch voll mit der Umsetzung dieser geforderten Sozialraumorientierung beschäftigt sind? Die Widerstände gegen eine Flexibilisierung und Entspezialisierung der verschiedenen

Handlungsfelder der Sozialarbeit sind erheblich. Sozialraumorientierung beinhaltet ein Umdenken im Blick auf gewohnte Handlungsabläufe, Denkgewohnheiten und noch mehr im Umgang mit dem Verteilungsschlüssel der finanziellen Ressourcen. Dabei zeigt sich ein starkes Beharrungspotenzial all der Einrichtungen, die nach dem Komm-Prinzip funktionieren. Hinzu kommen ideologische Vorbehalte. In einer aktivierenden Sozialstaatsstrategie werden Ursachen von Armut und Ausgrenzung weniger als strukturell-gesellschaftliches Problem gesehen, das sozialpolitisch zu bewältigen ist. Das Interesse richtet sich direkt auf die Lebenslagen, Verhaltensweisen und Einstellungen der bisherigen Leistungsempfänger (Anspruchshaltung, Abhängigkeitsstrukturen, Ausgrenzungsmechanismen). Ziel ist es, durch die umfassende Unterstützung von Bürgerengagements, das soziale Budget des Dienstleistungsstaates unter Kontrolle zu bringen. Durch die Bildung von neuen Netzwerken sollen bislang verschüttete Ressourcen aktiviert und damit zurückgehende infrastrukturelle Förderungen auf lokaler Ebene kompensiert werden. Diese Politik ist eng mit einer Individualisierung und Psychologisierung sozialpolitischer Herausforderungen verbunden. Sie führt dazu, dass der einzelne Bürger und die Netzwerke, in denen er lebt, zunächst einmal in die Pflicht genommen werden.

Für den Bereich der Erziehungshilfen haben bereits in den neunziger Jahren Peters und Struck auf die Instrumentalisierung der Sozialraumorientierung durch eine neoliberale Sozialpolitik aufmerksam gemacht, den Flexibilisierungsbegriff und darin eingeschlossen im weiteren auch den Sozialraumbegriff entmythologisiert und zu einem politischen „Kampfbegriff“ erklärt.⁶ Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn bis heute in der theoretischen Debatte um die Sozialraumorientierung immer wieder – mit Recht – Ambivalenzen angesprochen werden, die im Blick zu halten sind. Mit diesen Projekten können auf der einen Seite bislang nicht erfasste Ressourcen im sozialen Nahraum, in den Fami-

lien, Nachbarschaften, Schulen, Jugend- und Sportverbänden erschlossen werden, während wir auf der anderen Seite damit konfrontiert sind, dass diese Konzepte als politische Mittel eingesetzt werden, um im Bereich der Sozialpolitik Sparmaßnahmen durchzuführen und Dienstleistungen zurückzufahren.

Ein weiterer Grund für die Zurückhaltung vieler Träger und Einrichtungen liegt sicher in der Tatsache, dass ganz unterschiedliche Konzepte theoretisch diskutiert und praktisch erprobt werden. Neben Positionen, die im Prinzip einen radikalen Perspektiven- und Systemwechsel fordern, gibt es Autoren, die sich mit additiven Lösungen bei der Umsetzung des Sozialraumprinzips zufrieden geben. Boomgaarden fordert zum Beispiel eine radikale Entspezialisierung der nebeneinander existierenden Hilfeleistungen, die untereinander in Konkurrenz stehen und sich gegenseitig kaum ergänzen können. Für den Bereich der Jugendhilfe stellt er fest: „Erziehungshilfen im Sozialraum sind nicht zu verstehen als Ergänzung zu dem bisherigen Angebotsspektrum einer weitgehend differenzierten, aufgabenbezogen organisierten, also versäulten Jugendhilfe, sondern als Alternative dazu.“⁷ Er begründet seine These mit folgenden Defiziten additiv-strukturierter und versäulter Hilfen:

- „kontraproduktiver Wechsel der Institutionen und insbesondere der Betreuungspersonen bei wechselnder Hilfeart;
- Ausrichtung der Hilfen an bestehenden Angeboten statt am Bedarf;
- Individualisierende Sichtweisen der Problemlagen und dazu entsprechend eine die jeweiligen sozialen Kontexte vernachlässigende Hilfepraxis;
- daraus folgen Kompetenzen der Mitarbeiter(innen), die sich mehr auf die individuellen Notlagen denn auf die sozialen Bezüge der Adressat(innen) der Hilfen beziehen;
- Ineffizienz“⁸.

J. Merchel spricht bei seinen „Überlegungen zur organisatorischen Zusammenlegung und zur konzeptionellen Verknüpfung bisher getrennter, aber benachbarter

Hilfeformen“ pragmatische Lösungen an und hält an der Unterscheidung zwischen stationären Hilfen und ambulanten Hilfen fest.⁹ Wohlfahrtsverbände profilieren sich nach diesem Konzept in drei Feldern: Sie halten fest an den Beratungsstellen mit ihrem professionsspezifischen und stationären Dienstleistungen. Deren fachliche und organisatorische Eigenständigkeit werden gewahrt. Sie entwickeln jedoch gleichzeitig integrierte und entspezialisierte Angebote, bei denen die Grenzen zwischen ambulanten und stationären Dienstleistungen überwunden werden. Sie fördern zudem im präventiven Bereich ganz neue Netzwerke in regional begrenzten Sozialräumen mit dem Ziel, unterschiedliche Träger und Einrichtungen in konkrete Projekte einzubinden. Kurz: Diesen konzeptionellen Divergenzen bei der Umsetzung der Sozialraumorientierung müssen sich die freien Träger der Wohlfahrt stellen und sich positionieren.

Mittel- und langfristig verändert sich das Modell der Finanzierung von freien Trägern. Bislang war die Finanzierung an die individuelle Fallbearbeitung gekoppelt. Wenn sich das neue Finanzierungsmodell eines Sozialraumbudgets, wie es bereits im Kontraktmanagement zwischen öffentlichen und freien Trägern in der Jugendhilfe angesprochen wurde, durchsetzt, dann wird die Finanzierung nach sozialräumlichen Kriterien ausgehandelt werden. Mit diesem Modell wird es in der Tat für die Träger tatsächlich attraktiv, Menschen eher früher als später aus der Beratung und Begleitung zu entlassen, um gleichzeitig familiale und nachbarschaftliche Netzwerke zu aktivieren. Dies hat auch Konsequenzen für die Personalentwicklung in den Einrichtungen. Stationäres Personal ist für die neuen Herausforderungen zu qualifizieren und die trägerspezifischen Ressourcen sind in gegebenen Sozialräumen in Netzwerken zu mobilisieren. Damit sehen sich die freien Wohlfahrtsverbände herausgefordert und müssen ihre eigenständige Rolle zwischen Markt und Staat neu definieren. Auch der angesprochene Optionmix zielt auf die Stärkung regionaler Projekte mit einer

wachsenden Orientierung an konkreten Problemlagen und auf die Einbindung von Freiwilligen-Zentren und des bürgerschaftlichen Engagements.

Verbände, die wie der Deutsche Caritasverband und das Diakonische Werk auf das Potenzial von Kirchengemeinden zurückgreifen können, haben in diesem Paradigmenwechsel eine gute Ausgangsposition. Dies betrifft vor allem die Mobilisierung von Ehrenamtlichen. Wir dürfen jedoch nicht die Augen vor der Tatsache verschließen, dass von der gegebenen Leistungs-, Konsum- und Konkurrenzgesellschaft, die immer stärker von der Dominanz ökonomischer Prinzipien gesteuert wird, ein massiver Entsolidarisierungsdruck ausgeht. Solidarität fällt nicht vom Himmel. Es gibt Autoren, die bezweifeln, dass wir in der gegenwärtigen Gesellschaft noch mit Solidarität und Hilfsbereitschaft rechnen können. Der sogenannte „flexible Mensch“ richtet sich an den Erwartungen der Ökonomie aus, so dass er sich kaum mehr den Luxus gelebter Mitmenschlichkeit leisten kann, und schon gar nicht lernt, Probleme, die andere haben, nicht als selbstverschuldet, sondern als Appell zum solidarischen Handeln zu betrachten. „Trotz vielfältiger Hemmnisse treibt und drängt alles in der europäischen Geistesgeschichte zur Emanzipation des Individuums, zu individueller Freiheit und Unabhängigkeit, zu individueller Entfaltung und Selbstverwirklichung. Diese individualistischen Ideologien prägen die Neigungen und Verhaltensweisen von Individuen und Gemeinwesen und durchdringen deren Selbstverständnis sowie ihr Verständnis von gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen.“¹⁰ Nach Honneth ist Eigenverantwortung die oberste Norm dieses flexiblen Menschen. Damit stellt sich prinzipiell die Frage, ob die Politik überhaupt noch mit der Bereitschaft ihrer Bürgerinnen und Bürger, Verantwortung für andere zu übernehmen, rechnen kann und darf. Auf diesem Hintergrund wird das sozialpolitische Konzept der Sozialraumorientierung zu einem nicht gedeckten Scheck, das heißt die Sozialpolitik setzt auf Voraussetzungen, die sie selbst nicht schaffen kann.¹¹

Die Zusammenlegung von Pfarrgemeinden in kirchliche Verwaltungseinheiten, Seelsorgeräume oder pastorale Räume¹², orientiert sich eher daran, wie ein Pfarrer die verschiedenen Gemeinden „versorgen“ kann. Der Mobilitätsgrad des Pfarrers und seine Möglichkeiten darin, sind entscheidend. Pfarrer über vier Gemeinden zu sein und zugleich diese Gemeinden durch Zusammenlegung in einen neuen Raum, den pastoralen Raum, einzuordnen, stellt einen Spagat dar, der eine echte Herausforderung ist.

In den Projekten, die in diesem Heft dargestellt werden, zeigt sich überdeutlich, welches Potenzial dem DCV und dem Diakonischen Werk zur Verfügung stehen, wenn es ihnen gelingt, mit den Kirchengemeinden neue Netzwerke zu bilden. Das Modell der Sozialraumorientierung führt in der Realität tatsächlich zu einem Optionenmix, zu einer neuen Mischung von staatlicher Vorsorge, der Mobilisierung von personalen Ressourcen und der Förderung bürgerschaftlichen Engagements. Die weitere Entwicklung wird ganz entscheidend davon abhängen, wie es in großen Wohlfahrtsverbänden gelingt, sich in diesem Options- und Funktionenmix sozialpolitischer Entwicklungen zu positionieren und in einem positiven Sinn sich als Agenturen zu bewähren, die es in einer plural verfassten Gesellschaft noch fertig bringen, in zentralen Lebens- und Sozialräumen verbandliche Professionalität und solidarisches Bürgerengagement zu aktualisieren.

Der Deutsche Caritasverband, als christlicher Wohlfahrtsverband, muss sich auf diesem Hintergrund in vier zentralen Interaktionsfeldern qualifizieren, in denen ganz unterschiedliche Vermittlungslogiken zu beachten sind:

■ Er muss das Verhältnis zum Staat und zum politischen Institutionensystem organisieren und auf dieser Ebene die Prinzipien einer „korporativen Einflusslogik“ beherrschen.

■ Er muss das Verhältnis zur eigenen Mitgliederbasis sehen und dieses organisieren, weil dieses den Werte generierenden Reso-

nanzboden darstellt. Daraus resultiert eine „Mitgliedschaftslogik“, die in dem gegebenen Perspektivenwechsel den Verband ganz neu an die Basis bindet und gleichzeitig den Kontakt zu Freiwilligen und Ehrenamtlichen absichert. Damit bekommt gleichzeitig die Verbindung zu den Arbeitsfeldern der Gemeindecaritas ein ganz neues Gewicht.

■ Er muss seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche als Caritasverband aktiv nutzen, indem er dafür sorgt, dass Dienste und Einrichtungen der verbandlichen Caritas mit Gemeinden kooperieren: Wenn in Caritas-Einrichtungen im Stadtteil Ehrenamtliche aus Gemeinden mitwirken, dann „erden“ sie gewissermaßen die Einrichtung im Stadtteil; in den Gemeinden benötigt Caritasarbeit auch die Nähe zu sozialen Einrichtungen, weil die Menschen dort Teil der Gemeinde sind und die Einrichtung im Stadtteil die Bedarfe sozialer Dienste verbessert. Von einer gelingenden Kooperation profitieren beide: Pfarreien und Caritas – eine „Zugehörigkeitslogik“ trägt Früchte.

■ In den zu erwartenden Wertkonflikten der gegenwärtigen Leistungs-, Konsum- und Konkurrenzgesellschaft mit ihren Problem- und Randgruppen, die durch das soziale Netz fallen, verschärft sich gerade für christliche Träger wie den DCV die Glaubwürdigkeitsproblematik. Sie können auf der Ebene der Einflusslogik beim gegebenen Kräftespiel im pluralen Staat nur glaubwürdig agieren, wenn sie nicht nur Forderungen stellen, sondern mit Machbarkeitsprojekten exemplarisch zeigen, was geht sowie Handlungskonzepte zu Problemlagen entwickeln und damit ihr christliches Profil projektbezogen aktualisieren. Diese Projekt- und Basisarbeit resultiert aus einer „Glaubwürdigkeitslogik“, die es noch auszuformulieren gilt.

Von der Integration dieser vier Vermittlungs- und Entscheidungsebenen wird in Zukunft die gesellschaftliche Relevanz und sozialpolitische Durchschlagskraft des Caritasverbandes fundamental abhängen.

2. Mission und Diakonie in den pastoralen Räumen

Ottmar John

DIE BISCHÖFE in Deutschland haben 2007 die Neuorientierung der Pastoral unter das Leitwort „Mehr als Strukturen...“ gestellt; damit haben sie sich dafür ausgesprochen, alle betriebswirtschaftlichen und ökonomischen Engführungen zu überwinden. Diesem Ziel dienen auch die folgenden vier inhaltlichen Bestimmungen des Handelns der Kirche.

1. Die Kirche ist wesentlich missionarisch, weil sie den Gott bezeugt, der sich seiner Menschheit zugewandt hat. Sie ist nur dann Kirche Jesu Christi, wenn sie sich unaufhörlich allen Menschen zuwendet, um ihnen mit Wort und Tat die frohe Botschaft mitzuteilen. Die Kirche ist Sendung zu den Menschen – alles andere ergibt sich daraus.

Die Vergrößerung der Pfarrei beziehungsweise ein Zusammenschluss zu Pfarreiengemeinschaften dienen vor allem der Wiedergewinnung der dynamischen und missionarischen Dimension der Kirche; denn „Mission“ ist keine fakultative Aktivität der Kirche, die man auch unterlassen könnte oder für die es einige Spezialabteilungen gäbe wie zum Beispiel Missionsorden. Mission ist auch keine zusätzliche Aktivität der Kirche, die zur normalen gesättigten Christlichkeit einer Gesellschaft hinzukäme. Und erst recht ist sie keine Aktivität, die man nur dann brauchte, wenn die Kirche an Bedeutung verliert und die dann zu nichts anderem diente als der Wiederherstellung verlorener Mächtigkeit.

Mission ist – wie es Kardinal Lehmann im Jahre 2000 ausdrückte – ein „Grundwort“, das den dynamischen, geschichtlichen Charakter der Kirche entscheidend mitbestimmt. Die Kirche ist unterwegs zum ewigen Heil und zum Reich Gottes. Diese geschichtliche Dynamik der Kirche hat das Zweite Vatikanische Konzil mit der

Erneuerung des Bildes von der Kirche als pilgerndem Gottesvolk betont. Die Gemeinschaft mit Christus fängt schon jetzt an. Das Ziel der Mission ist der Glaube derer, die noch nicht zur Gemeinschaft mit Jesus Christus gelangt sind. Der Glaube ist aber nach uralter Überzeugung das geheimnisvolle Zusammenwirken von Freiheit und Gnade – wenn der Glaubensakt nicht ein freier Akt wäre, wäre er nicht heilsrelevant. Also ist die Mission immer ein Kampf um die Freiheit des Anderen. Im Kampf für die Freiheit und Gerechtigkeit aller Menschen beginnt das Reich Gottes.

Der Ursprung der Mission der Kirche ist die Erfahrung der Überwindung von Sünde und Tod in der Auferstehung Jesu. Wer dem Auferstandenen begegnet ist, kann diese Erfahrung nicht für sich behalten, sondern muss sie an alle Menschen weitergeben. Weil Gott in der Auferstehung seines Sohne gehandelt hat, deswegen ist dies eine Botschaft, die alle Menschen angeht. Der Missionsgedanke ist ein universalistischer Gedanke. Ohne dass die ganze Menschheit den Horizont abgibt, ist nicht zu verstehen, um was es bei der Mission geht.

Die Pfarrei ist die Einheit der gegenstrebigsten Bewegungen von Sendung und Sammlung. Im Gegensatz zum Alltagsverständnis, ist die Sendung primär. Sammlung kann das Ergebnis der Sendung sein. Die Sendung aber ist kein erfolgskontrolliertes Handeln, das nur dann sinnvoll wäre, wenn sie die entsprechenden Sammlungseffekte erzielte. Das Gesandtsein zu letztlich allen Menschen ist ein Merkmal des Christlichen. In dieser Bewegung lebt die Kirche. Ihr Ziel ist die freie Zustimmung zu der Überzeugung, dass in Jesus Christus das endgültige Heil verheißen ist; insofern ist die Mission absichtsvolles Handeln. Weil es ihr aber nicht auf die Rekrutierung von Kirchensteuerzahlern

ankommt, ist diese Sendung reines Verströmen, kein Handel oder Tausch, sondern Zeugnis der umsonst und zuvor geschenkten, nicht durch Menschen erwirkten Gnade. Das Wort dafür ist im französischen Sprachraum „Gratuität“. Insofern ist die Frage, wie man neue Mitglieder beziehungsweise Kirchensteuerzahler gewinnen könne, die falsche Frage für eine Pfarrei. Gefragt werden muss vielmehr: Was können wir zum Gelingen des Lebens und Zusammenlebens der Menschen beitragen. Wenn so gefragt wird, wird die Pfarrei – so wie Gott verheißen hat – Zustimmung und Stärkung erfahren. Nur, wann das passiert, hat niemand in der Hand. Das ist ausschließlich der Gnade Gottes und der Freiheit der Adressaten der Mission anheimgegeben.

2. Zum normativen Begriff der Pfarrei gehört, dass sie die Einheit aller Grundfunktionen ist. Sie ist die Einheit von Liturgie, Martyria und Diakonia.

Die Vergrößerung der Pfarrei dient auch dem Ziel, dass sie wieder mehr ihren Anspruch, ein Teil des wandernden Volk Gottes zu sein, erfüllen kann. In einer Gesellschaft fortwährender Ausdifferenzierung der verschiedenen Subsysteme ist dies zunehmend eine anspruchsvolle und riskante Aufgabe.

Die größeren Seelsorgeeinheiten bieten jedoch eine bessere Kooperationsmöglichkeit für die verschiedenen Dienste, die auf je eigene Weise die Grundfunktionen verlebendigen. Allenthalben bieten sie eine Chance, der oft beklagten Diakonievergessenheit der Pfarrei entgegen zu wirken. Und umgekehrt sind sie ein gutes Angebot für so manchen ekklesiologisch heimatlos gewordenen Dienst der Kirche. Die Leitung der Pfarrei kann konzentrierter und professioneller wahrgenommen werden. Der Pfarrer beziehungsweise das

Leitungsteam müssen sich dabei allerdings bewusst sein, dass sie nicht für alles, was in der Pfarrei geschieht, aufkommen oder alles von sich aus bewirken können. Sie sind angewiesen auf Subzentren, das heißt auf Gemeinden, die einmal eigenständige Pfarreien waren und nach wie vor Kristallisationspunkte kirchlichen Lebens darstellen. Die Leitung der Pfarrei sorgt dafür, dass die verschiedenen autonomen Einrichtungen der Caritas und Erwachsenenbildung, der gemeindenahen Verbände, die Religionslehrer etc. sich gegenseitig ergänzen und bereichern können.

Die neue Pfarrei ist die Einheit der drei Grundvollzüge. Diese drei Grundvollzüge müssen unterscheidbar bleiben. Sie können nicht alle in einen einzigen Grundvollzug zurückgeführt werden. Der Rede vom Kerngeschäft ist zu widersprechen. Kerngeschäft ist ein ökonomischer Terminus; mit ökonomischen Denkkategorien und Handlungsmustern hielte eine falsche Kri-teriologie Einzug in die Selbstwahrnehmung der Kirche: Die Rede vom Kerngeschäft legt nahe oder fordert sogar ausschließlich, dass die Kirche nur das machen solle, was allein sie kann. Was andere machen, sollte sie getrost bleiben lassen. Da säkulare Institutionen auch soziale Arbeit verrichten oder über den Sinn des Lebens nachdenken können, gehöre dies nicht mehr zur Aufgabe der Kirche. Einzig die Feier der Gegenwart des Herrn sei das alleinige und zentrale Merkmal. Dabei wird allzu rasch übersehen, dass mit dem Anspruch der Gegenwart des Göttlichen auch andere religiösen Praktiken in der Gesellschaft auftreten. Warum ist die Eucharistie wahr? Was beweist, dass in ihr der Herr wirklich anwesend ist und worin unterscheidet sie sich von anderen behaupteten Präsenzen des Absoluten. Darin, dass sie einerseits Relevanz für alle Menschen beansprucht und andererseits diese Relevanz schon jetzt erfahrbar macht – die Botschaft von der Güte Gottes für alle Menschen stimmt nur dann, wenn sie jetzt schon anfanghaft erfahrbar ist, wenn seine übernatürliche Liebe sich in der natürlichen Liebe der Menschen zueinander spu-

renhaft als wirksam erweist. Wenn es überhaupt ein „Kerngeschäft“ der katholischen Kirche gibt, dann ist es die wechselseitige Verwiesenheit von Liturgie, Verkündigung und Nächstenliebe: Die Kirche vollzieht sich nur in der Einheit dieser Grundvollzüge oder sie säkularisiert sich selbst zu einem bloßen „Geschäft“.

3. Die Vergrößerung der Pfarrei dient der Erhöhung ihrer inneren Pluralität. Die Erfahrung der Pluralität ist Erfahrung des Reichtums der Schöpfung. Der Glaube, der diesen Reichtum zur Vollen- dung bringt, kann nur in einer Vielfalt von Ausdrucksformen gelebt werden.

Die alte Pfarrei ist zu eng geworden. Das ist die Quintessenz der Kritik aus mehreren Richtungen: 1. Das Ideal der Pfarrgemeinde isolierte tendenziell die Begeisterten von den Lauen. 2. Die Kritik der bürgerlichen Religion in der Folge Kierkegaards deckte in den sechziger Jahren die Beschränkung der Pfarrei auf die Mittelschicht auf. 3. Die sogenannte Sinus-Milieu-Studie verschärfte diese Kritik, indem sie die Verengung der Pfarrei auf wenige kulturelle Milieus nachwies. Die alte Pfarrei konnte somit ihrem Anspruch, Kirche im vollen Sinne des Wortes und allen alles zu sein, nicht mehr genügen.

Die Pfarrei soll aber auch in Zukunft eine Struktur zur Ermöglichung der Entfaltung vieler Formen des Christseins bieten. Die einzelnen Teile der Pfarrei bleiben jedoch davon entlastet, das Ganze sein zu müssen. Sie sind befreit zu je eigener Einseitigkeit und Parteilichkeit. Eine KAB-Gruppe braucht nicht unaufhörlich die Interessen der Arbeitgeber zu berücksichtigen – auf der Seite der abhängig Beschäftigten zu stehen, reicht; das ist ihr Charisma; das bringt sie in das Ganze der Kirche ein. Ein Kindergarten ist kein originärer Ort der Eucharistiefeier; er hat als Ort, an dem die Kirche jungen Familien beisteht und auf eigene Weise den Glauben verkündet, seinen Selbstzweck.

Die größere Pfarrei gestattet das Zusammenspiel von Autonomie der einzelnen Dienste, um ihre Bindung an das

Ganze des Leibes Christi besser zu gestalten. Die alte Pfarrei schien alles in einem Einerlei aufzulösen. Die Teile sind künftig aber auch weiterhin Teile, wenn sie sich aufeinander beziehen und sich bewusst sind, dass sie einander bedürfen. Ein Kindergarten ist dann katholisch, wenn er sich zum Beispiel mit der Seniorengruppe der Pfarrei verbunden weiß – und von ihr zu profitieren fähig ist. Unterstützung von anderen annehmen zu können, ist vielleicht der erste zarte Hinweis darauf, dass eine Gruppe oder Einrichtung sich dem Gnadenangebot Gottes geöffnet hat.

Die vielen verschiedenen Gruppierungen und Einrichtungen der größeren Pfarrei sind von der Existenz eines Zentrums und von der aktiven Bezugnahme auf dieses Zentrum abhängig. Vielfalt ist sonst ungeordnete Mannigfaltigkeit. Wer Teil eines Ganzen ist, muss wissen, was er nicht ist. Dass der Kindergarten nicht gleichzeitig Seniorenzentrum sein kann, ist noch vergleichsweise leicht einsehbar. Man vermag dieses Selbstbewusstsein der eigenen Partikularität nur dann zu gewinnen, wenn man sich auf ein Zentrum, das außerhalb des eigenen Handlungsradius liegt, hingeeordnet weiß und sich selbst immer wieder hinordnet, ohne das Zentrum je besetzen zu können – denn dann hätte man seine Identität als Teil verloren.

Zugleich ist diese Hinordnung auf das Zentrum ein prozesshaftes Geschehen. So wie der Glaube des Einzelnen ein Weg zu Gott ist, der erst in seinem Angesicht am Ziel ist, ebenso haben auch Gruppen und Institutionen – als Teil des pilgernden Gottesvolkes – eine Geschichte. Diese fängt irgendwo und irgendwann an. Sie muss anfangen können, ohne gleich am Ziel zu sein: Das Bild des fertigen Katholiken, der sich mit dem Empfang des vorletzten Sakramentes bereits im Zustand der Heiligkeit wähnte, stammt aus bukolischen Verhältnissen und stimmte sicherlich nie. Ebenso muss einer Selbsthilfegruppe, die vielleicht nur in den Räumen einer Pfarrei Obdach gesucht hat, die Möglichkeit zugestanden werden, Teil der Kirche zu werden. Diese Möglichkeit kann ihr niemand

absprechen – er sei denn Vertreter einer extremen Prädestinationslehre, die aber im Widerspruch zur Lehre vom allgemeinen Heilswillen Gottes stünde. Ein erster Schritt des Kirchewerdens ist die Verbindung einer partikularen Gruppe mit einer anderen.

Ekklesiogenese heißt, eine eigene Teilhabe an den drei Grundvollzügen zu gewinnen. Ein Kindergarten konzentriert sich auf die Diakonie, ohne dass Verkündigung durch die Religionspädagogik und kindgemäße Liturgie durch Gebet und Feier des Jahresfestkreises ausgeschlossen sind. Ein rein diakonischer Ort kann sich auf die anderen – ihm externen – Grundvollzüge beziehen; normalerweise spielen die nicht dominanten Vollzüge aber eine rudimentäre, wenn auch verborgene Rolle in einer Gruppe oder Einrichtung – so zum Beispiel auch das Kreuz in einem katholischen Krankenhaus. Das Zentrum der größeren Pfarrei wird deswegen nicht hinreichend beschrieben, wenn es als der exklusive Ort der Liturgie bezeichnet wird; Liturgie findet auch in den Kapellen am Rande einer Pfarrgemeinde statt sowie in den offenen Kirchen jener Dörfer, in denen nicht mehr die Heilige Messe gefeiert werden kann. Das Zentrum ist der Ort der Feier der Gegenwart des Herrn in den sieben Sakramenten. In dieser Feier wird die Kirche als Werkzeug und Zeichen des Heils real. Aber diese Realität der Gegenwart ist nur dann glaubwürdig, wenn sie sich nicht in der Liturgie erschöpft, sondern ausstrahlt ins Leben.

4. Die neue Pfarrei ist gesandt, die Kirche in einem sozialen Raum präsent zu machen.

Die Sozialraumanalyse ist ein wichtiger Beitrag des Deutschen Caritasverbandes für das Gelingen der Neuorientierung der Pastoral. Es handelt sich um ein Instrument, das helfen kann, die Pfarrei bewusst in einem säkularen, sozialen Umfeld zu positionieren. Wie eine Pfarrei zugeschnitten sein sollte, wie sie ausgestattet sein muss, welches Personal in ihr eingesetzt wird und welche strategische Unterstützung von Bis-

tumsseite sie braucht, hängt sowohl davon ab, welche Ressourcen an Gruppen und Gemeinschaften es in einer Pfarrei gibt, als auch davon, wie der soziale Raum beschaffen ist und auf welche zivilgesellschaftlichen Akteure man dort trifft. Der soziale Raum ist konstituiert durch die Wohnbevölkerung und ihre Verkehrsbewegungen, die Arbeitsmöglichkeiten und ihre je spezifische ethnische, kulturelle und religiöse Zusammensetzung. Dazu gehört wesentlich, ob sich der soziale Raum in einer Innenstadt oder in einem Stadtteil befindet, ob er auf dem Lande im Speckgürtel einer Stadt, in touristisch genutzten Regionen oder in sogenannten strukturschwachen Gebieten angesiedelt ist. Eine Sozialraumanalyse fördert die konfessionelle und religiöse Zusammensetzung der Bevölkerung zutage. Eine solche Analyse ist der erste Schritt des Lebens einer Pfarrei. Zum Kirchewerden gehört notwendigerweise ein Bewusstsein davon, wo und für welche Menschen eine Pfarrei Kirche sein soll.

Zwischen dem pastoralen und sozialen Raum muss aus empirischen und aus prinzipiellen Gründen unterschieden werden: aus empirischen Gründen, weil an keiner Stelle alle Bewohner eines sozialen Raumes sich zu Jesus Christus bekennen; aus prinzipiellen Überlegungen, denn auch wenn alle Bewohner nominell Mitglieder der Kirche wären, selbst dann müsste die Mitgliedschaft in der Kirche immer als dynamisches Weggeschehen verstanden und gestaltet werden. Die Mitgliedschaft als etwas Endgültiges und Festes aufzufassen, widerspräche der Einsicht, dass die Taufnade dem einzelnen Christen keineswegs garantiert, das Heil bereits erlangt zu haben. Im Gegenteil: Christsein heißt, noch etwas erwarten zu dürfen.

Daraus folgt, dass Kirche und Gesellschaft bis zum Jüngsten Tag sich unterscheiden müssen. Die Kirche kann nicht in der Gesellschaft aufgehen – das wäre eine negative Säkularisierung.

Die Kirche muss sich bis zum Jüngsten Tag in die Gesellschaft hineinbewegen und sie mit dem prophetischen Geist Jesu durchsäuern und verwandeln; sie muss

diese sich in die Gesellschaft hineinbewegende Kraft bleiben – das ist die positive Säkularisierung. Es handelt sich um das Wirksam-Werden der Kirche in der Welt, das ihrem missionarischen Impuls erwächst.

Deshalb trägt das Argument, die Strukturen der Pfarrei und jene der säkularen Gesellschaft sollten kongruent sein, nicht allzu weit. Diese Strukturen sind für die Kirche reines Mittel; deswegen kann es sinnvoll sein, dass kommunale und kirchliche Strukturen sich entsprechen. Aber wenn Strukturen Mittel der Kirche sind, ihren Auftrag zu erfüllen, dann müssen sie auch helfen, die kritische Differenz zwischen Pfarrei und Kommune zu gestalten.

Die Kirche ist in der modernen Gesellschaft ein zivilgesellschaftlicher Akteur unter vielen anderen. Die Einsicht in diese Wahrheit des Kircheseins in der pluralen Gesellschaft wird von der Anwendung der Sozialraumanalyse unterstützt. Im sozialen Raum agiert die Kirche auf gleicher Augenhöhe mit den Gruppierungen anderer Konfessionen – die Sozialraumanalyse macht die ökumenische Situation bewusst –; eine Zusammenarbeit mit den Gruppierungen anderer Religionen verdeutlicht die interreligiöse Situation; und Aktionen mit Gruppierungen, die sich aus politischen und moralischen Interessen gebildet haben, unterstreichen die mittlerweile eingetretene zivilgesellschaftliche Situation. Die Sozialraumanalyse hilft zu erkennen, dass es Menschen guten Willens – über konfessionelle Grenzen hinweg – im gesamten sozialen Raum gibt. Deren natürliches Vermögen, das Gute zu tun, kommt ihnen als Geschöpfen Gottes zu. Natürliche Sittlichkeit ist infolgedessen keine Defizitmarkierung, sondern etwas Positives, das die Pfarrei anerkennen muss. Als Geschöpfen Gottes gilt allen Menschen die Einladung in die Gemeinschaft mit Jesus Christus, wenngleich ihre natürliche Sittlichkeit noch keine anonyme Christlichkeit bedeutet; denn zu Jesus Christus zu gehören ist immer auch eine Entscheidung, die in Freiheit und vollem Bewusstsein der Menschen geschieht. →

Die Kirche ist in der pluralen Gesellschaft zwar ein zivilgesellschaftlicher Akteur, aber sie erhebt universale Ansprüche; denn sie leitet sich aus dem historischen Ereignis ab, in dem die Liebe Gottes offenbar geworden ist. Im Leben Jesu hat Gott selbst gehandelt. Und wenn Gott handelt, dann geht das alle Menschen an und jeden Einzelnen in seiner ganzen Person.

Wie kann die Kirche einerseits Teil der pluralen Gesellschaft sein, andererseits aber sich aus einem universal relevanten Ereignis ableiten? Inwiefern kann sie Teil der Gesellschaft und gleichzeitig alles sein? Sie kann dies, wenn sie sich zu allen Menschen

gesandt weiß; alle Menschen sind mit der Verheißung ewigen Heils gemeint. Christlicher Glaube ist kein Geheimwissen für eine kleine Schar von Auserwählten, die sich über die anderen Menschen erheben könnten. Dieses Zugehen auf alle Menschen ist ein Prozess. Wer meint, ihn jetzt schon beenden und abschließen zu können, bevor der Herr wieder kommt, löst die eschatologische Spannung der Geschichte auf. Die Universalität des Christuseignisses zeigt sich darin, dass es die ganze Geschichte betrifft und die ganze Geschichte der Menschheit begleitet sein muss von der missionarischen Zuwendung der Kirche

zur Menschheit. Schließlich zeigt sich die Universalität der Sendung der Kirche auch darin, dass die Kirche kein anderes Mittel zur Missionierung anwenden darf als dasjenige, was dem Inhalt ihrer Botschaft entspricht: Liebe. Denn würde sie andere Mittel benutzen, wie Gewalt, Zwang, Bevormundung oder Überredung, so würde dies der Behauptung der Universalität ihrer Sendung widersprechen. Sie könnte nicht wahr sein. Mit Zwang verbreitet, würde das Christentum sich selbst widerlegen.

Die Mission der Kirche kann nicht von den vielfältigen Formen der Nächstenliebe und der Caritas getrennt werden.

3. Lokale Kirchenentwicklungsprozesse – vier Thesen zur kirchlichen Verortung der verbandlichen Caritas

Hans-Jürgen Marcus

SIE ERINNERN SICH: Eine Immobilienblase in den USA war 2007 Ausgangspunkt der weltweiten Wirtschafts- und Finanzkrise! Unter einer Immobilienblase versteht man eine deutliche Überbewertung von Immobilien in einem regionalen Markt. Diese führt innerhalb kurzer Zeit zu einem dramatischen Preisverfall!

Die Frage, die an den Beginn gestellt werden soll, ist die, ob wir nicht in der Kirche auch eine Immobilienblase haben. Im Bistum Hildesheim sind in den 1950er und 1960er Jahren so viele Kirchen gebaut worden wie in keinem anderen Bistum. Der Zustrom von Flüchtlingen – bedingt durch die Folgen des Zweiten Weltkrieges – hatte die Katholikenzahl im Bistum Hildesheim verdreifacht. Aus einer recht strengen Diasporasituation entwickelten sich örtliche Verhältnisse, in denen die Zahl der Katholiken durchaus auf Gemeindestärke angewachsen war. Also baute man überall Kirchen und gründete Gemeinden. Der-

zeit wird diskutiert, welche Kirchen noch benötigt werden und auf welche man verzichten sollte. Ein schwieriger und schmerzhafter Prozess mit vielen Emotionen bei allen Beteiligten. Für die weniger gewordenen Katholiken, für die geringer werdenden finanziellen Ressourcen und für das rückläufige pastorale Personal gibt es entschieden zu viele Immobilien!

Die erste These: Unsere Immobilienkompetenz als Kirche ist deutlich größer als unsere Mobilitätskompetenz

Man kann das durchaus an vielen Stellen beobachten. Im Nachdenken über mögliche Profanierungen von Kirchengebäuden entstehen immer mehr Initiativen, Stiftungen oder Fördervereine, die sich für den Erhalt der eigenen Kirche engagieren wollen. Manche Pfarrei droht gerade zu einem Denkmalpflegeverein zu verkommen. Immobilien bewegen und interessieren, sie binden Identifikationen und Emotionen.

Aber nicht nur die Vielzahl der Immobilien ist ein Problem. Immobil sind auch die Sozialformen. Sie sind eher am Modell des Vereins, manchmal wohl sogar am Modell der unauflösbaren Ehe orientiert als am Modell des gemeinsamen Pilgerweges, auf dem man eine Wegstrecke miteinander geht, um sich dann wieder zu trennen und dem eigenen Weg zu folgen. Immobil ist teilweise auch die kirchliche Sprache. Es ist die Sprache einer älter werdenden Generation – die der jugendlichen Fußballfans ist da genauso fremd wie die der Performer. Immobil sind vielfach auch Kult und Ritus. Immobil ist insbesondere der kirchliche Zeitrhythmus. Der Zeitrhythmus der Pfarrei ist sehr festgelegt. Alles muss im Wochenrhythmus geschehen. Die Zugehörigkeit zur Pfarrei wird im Wochenrhythmus gelebt. Die wöchentliche heilige Messe, die wöchentliche Gruppenstunde oder Vereinsversammlung. Für diejenigen, die sich nicht in diesem Zeitrhyth-

mus bewegen, wird Teilnahme und Teilhabe in der Pfarrei schon schwierig. Wer einmal das Wochenblatt nicht mitnehmen kann, weil er nicht da sein kann, ist erst einmal draußen. Auf Menschen mit hoher Mobilität, auf solche, die an zwei Orten leben, auf diejenigen, die familiär auseinandergerissen sind, auf Studenten und Pendler passt dieser Wochenrhythmus nicht.

Die zweite These heißt: Kirche muss, wenn sie zukunftsfähig sein will, mehr sein als die Summe der Pfarreien

Kirche ist in den letzten 40 Jahren immer mehr auf ihre pfarreiliche Verwirklichung reduziert worden. Die Pfarrei wurde vielfach zum einzigen Lebensort der Kirche. Hier werden alle erreicht, alle erfasst und alle betreut. Andere Lebensorte der Kirche sind in dieser Zeit eher schwächer geworden: die Orden etwa oder die Verbände! Aber auch die Schulen, Krankenhäuser, Altenheime und Behinderteneinrichtungen wurden zunehmend weniger als eigenständige Lebens- und Verwirklichungsorte der Kirche verstanden. Und die Pfarreien entwickelten ja auch eine ziemliche Blütezeit: Pfarrgemeinderäte wurden erfunden; eine intensive Vergemeinschaftung für alle möglichen Alters- und Zielgruppen entstand; eine Blüte der Sakramentenpastoral, Pfarrbriefe lasen sich wie kleine Volkshochschulprogramme. Die Pfarreieuphorie ist nun in den letzten Jahren etwas ins Straucheln geraten. Natürlich auch, weil es weniger Priester und Pfarrer gibt. Zweifellos auch, weil es insgesamt weniger Teilnehmer gibt. Sicher auch, weil weniger Geld zur Verfügung steht.

Auffällig ist, dass sich die Pfarrei immer mehr auf ein Milieu verengt hat: Eher ältere Menschen; solche Menschen, denen Harmonie sehr wichtig ist, die gesellig sind, die eher familienzentriert leben; weder die ganz Armen noch die ganz Reichen!

Kirche benötigt Anknüpfungs- und Identifikationspunkte, die über die Möglichkeiten der Pfarrei hinausgehen (Akademien und Bildungseinrichtungen; Klöster und geistliche Zentren; katholische Schulen; kategoriale Seelsorge; Museen

und Bibliotheken, Internet; Netzwerke, Szenen...). Dabei ergibt sich eine gewisse Relativierung der Pfarrei. Das heißt nicht, dass diese obsolet geworden wäre. Kirche muss auch zukünftig ortsnahe präsent sein. Aber nicht alles muss in die Pfarrei integriert werden.

Im Bistum Hildesheim wächst das Bewusstsein, dass Kirche, wenn sie zukunftsfähig sein will, mehr sein muss als die Summe der Pfarreien. Kirche benötigt eine Pluralität an Lebensformen und Lebensorten. Diese Lebensorte der Kirche haben eigene Logiken und Gesetzmäßigkeiten. Zu lange ist gefragt worden, wie diese Lebensorte in die Pfarreien integriert werden können. Heute wird offenkundig, dass dies die falsche Frage ist. Entscheidender als die Frage nach der Integration aller Lebensorte und Lebensformen in die Pfarrei ist die Herausforderung, dass die unterschiedlichen Akteure in den unterschiedlichen Lebensformen der Kirche sich gemeinsam als Kirche verstehen, dass sie Lebendigkeit entwickeln und sich gegenseitig bestärken. Hier gibt es immer noch mehr Kultur von Rivalität als von Bestärkung.

Medard Kehl ging schon vor 15 Jahren davon aus, dass sich vor dem Hintergrund der gesamtgesellschaftlichen Mobilität die Tendenz verstärken wird, dass die Relevanz der flächendeckenden Pfarreipräsenz abnehmen wird zugunsten einer stärkeren „Konzentration des spirituellen und gemeinschaftlichen Lebens entweder auf Pfarrgemeinden, die von ihrer geographischen Lage, ihrer personellen Ausstattung und ihrer Tradition her ein deutlich geprägtes Profil haben, aber auch auf vergleichbare geistliche Zentren (Klöster und Ordenshäuser, Exerzitien- und Bildungshäuser, neue geistliche Bewegungen, Wallfahrtsorte u. ä.)“¹³.

In diesem Sinn stellt die Pluralisierung der kirchlichen Sozialformen keinen Verfall der christlichen und kirchlichen Traditionen dar, sondern bietet eine geeignete Antwort auf die „post“-moderne, kulturell und strukturell radikal plurale Gesellschaft“¹⁴. Die Vielfältigkeit der Sozialfor-

men geht einher mit unterschiedlichen Glaubenswegen, Gottesbildern und Kirchenverständnissen. Entscheidend ist, dass diese Vielfältigkeit zugelassen wird.

Die dritte These: Wir benötigen Investitionen in ortsnahe Experimente, in Innovation und Erneuerung

Im Bistum Hildesheim votieren wir dafür, dass es Prozesse lokaler Kirchenentwicklung gibt. Dabei geht es nicht so sehr um Strukturentwicklung, sondern eher um Identitäts- und Profilentwicklung. Eine neue Verständigung soll erzielt werden über die kirchliche Identität vor Ort. Und dabei geht es auch um eine neue Entdeckung der Pluralität kirchlichen Lebens. Bischof Norbert Trelle hat den Ausgangspunkt dafür in seinem Fastenhirtenbrief 2011 folgendermaßen beschrieben:

„Ich schlage vor, in den Regionen, Dekanaten und Pfarrgemeinden unseres Bistums Prozesse Lokaler Kirchenentwicklung zu gestalten. Ziel dieser Prozesse ist es, die pastorale Situation jeweils vor Ort in den Blick zu nehmen und weiterzuentwickeln. Schließlich sind die äußeren Bedingungen, unter denen wir die kirchliche Zukunft gestalten, in den weiten Diasporagebieten im Norden des Bistums ganz andere als in den Großstädten; ... Wenn wir den Blick auf die örtlichen Gegebenheiten richten, wird sich zeigen, dass jeder Ort ein bestimmtes Charisma hat, dass es dort eine jeweils eigene Chance gibt und dass man vielerorts Aufbrüche auf je anderen Feldern erlebt.“

Dabei gehe es immer auch um die Frage, welche Idee, welcher Auftrag hinter den unterschiedlichen Lebensorten der Kirche steckt: „Wie werden wir uns in der Gesellschaft positionieren mit unseren christlichen Überzeugungen, mit unseren karitativen Einrichtungen, mit unseren Schulen und unseren Kindertageseinrichtungen?“

Die vierte These: Caritative Dienste und Einrichtungen sind wichtige Lebensorte der Kirche

Caritative Dienste und Einrichtungen sind wichtige Begegnungsorte der Menschen

mit der Kirche. Von vielen Menschen werden diese Begegnungen mit positiven Erfahrungen verbunden. Viele Akteure in der Kirche, aber auch in ihrer Caritas erkennen die Chancen eines intensiveren Zusammenrückens.

Man kann aus der alten Perspektive auf die Dienste und Einrichtungen der Caritas blicken. Also aus der Perspektive derer, die meinen, Kirche ereigne sich ausschließlich in Pfarreien. Diese seien der Maßstab aller Katholizität. Die Caritas ist dann meist nicht so richtig drin, zu weit weg von der Kerngemeinde und vom sonntäglichen Kreis der Aktiven.

Man kann aber auch aus neuer Perspektive auf die Dienste und Einrichtungen der Caritas blicken. Also aus der Perspektive derer, die meinen, Kirche benötige unterschiedliche Lebens- und Verwirklichungsorte. Gerade da, wo um das Leben gekämpft wird, wo an der Seite der Armen gestanden wird, wo in Würde gelitten und gestorben wird, wo Menschen die Hand der Hilfebedürftigen nicht loslassen, wo Fremde Heimat finden, da ereignet sich Kirche in besonderer Weise. Hier könnten hunderte von Beispielen erzählt werden, vom ermutigenden Engagement von Christinnen und Christen, die sich einsetzen bis zur Erschöpfung für Menschen in Not, in Einsamkeit, in Krankheit und Hilfebedürftigkeit. Hier ist Caritas ein zentraler Lebensort von Kirche. Und es geht dabei vornehmlich darum, die unterschiedlichen Lebensorte miteinander in Kontakt zu bringen und besser aufeinander zu beziehen.

Für ein kirchliches Profil caritativer Einrichtungen wird es darauf ankommen sicherzustellen, dass es genügend Menschen gibt, die bereit sind, in ihrer Arbeit am Evangelium Maß zu nehmen. In vielen Bereichen der Caritas traten an die Stelle von Ordensleuten sogenannte Laien in erheblicher Zahl. Nicht wenige von ihnen haben keine religiös oder gar konfessionell geprägte Biografie. Diese Wirklichkeit gilt es zur Kenntnis zu nehmen. Und deshalb ist es wichtig, Prozesse zur Stärkung einer Wertegemeinschaft zu initiieren und die

Idee der eigenen Einrichtung neu zum Tragen zu bringen; dabei gilt es zu berücksichtigen, dass dafür Menschen eingebunden werden müssen, die nur noch Teilidentifikationen mitbringen oder auch gar keine mehr. Es geht darum, Mitarbeiter(innen) zu ermutigen, – mit ihrer wenngleich noch so zaghaften und unscheinbar ausgeprägten Spiritualität – Mitverantwortung für eine wertorientierte Arbeit und für die Profilschärfung der Einrichtung zu übernehmen. Oft wundert man sich, wenn man mit Menschen im sozialen Bereich redet, wie viel idealistische Berufsmotivation einmal vorhanden war und zum Teil auch noch ist. Hier liegt ein guter Anknüpfungspunkt.

Hier findet sich auch eine interessante Facette zum Thema: kleine christliche Gemeinschaften. Eine kleine christliche Gemeinschaft, die sich in einer Einrichtung bildet, um diese in ihrem Profil zu schärfen und in ihrer christlichen Kultur zu stärken, hat ein konkretes und lohnenswertes Projekt vor sich. Ansätze gibt es dazu in Kindertagesstätten, in Altenheimen und in örtlichen Caritasverbänden. Hier wäre die Unterstützung von Theologinnen und Theologen angezeigt. Nicht, weil diese es besser können, sondern weil sie ermutigen und inspirieren und nicht zuletzt wertschätzen können.

Wenn soziale Einrichtungen wichtige Lebensorte der Kirche sind und es noch weiter werden sollen, dann geht es um die Lebens-Kultur und um die Mitarbeitenden mit ihren Haltungen und Wertüberzeugungen. Es geht um die Art und Weise, wie in der Einrichtung Leben gestaltet wird, um die Werte, an denen man sich orientiert, um die Dinge, die heilig sind und um die, an denen die Herzen der Bewohner und Mitarbeiter(innen) hängen. Ferner auch um die Leidenschaft der Arbeit genauso wie um die Musik, die man hört und die Gerüche, die man riechen kann. Das alles gehört zur Spiritualität einer caritativen Einrichtung. Diese Spiritualität muss auch in den Diensten und Einrichtungen entwickelt werden. Durch Begleitung und Unterstützung, durch kollektive Formen und Rituale, durch besondere Zeiten und Gewohn-

heiten, durch Verarbeitungshilfen gerade für ungewöhnliche existentielle Erfahrungen. Eine solche Spiritualität korrespondiert aber auch in hohem Maße mit der Verwirklichung der Dienstgemeinschaft oder mit der Stärke der Organisationskultur. Wie wird der Geist einer Einrichtung entwickelt und unter den Mitarbeitenden weiter gelebt?

Viele der sozialen Einrichtungen haben sich auf den Weg gemacht. Kindertagesstätten begreifen sich als selbstbewusste Lebensorte der Kirche. Die Altenheime im Bistum haben ein durchgängiges Seelsorgekonzept entwickelt, das auf die seelsorgerische Nähe und Kompetenz der Mitarbeitenden setzt. Behinderten-Wohn-einrichtungen und Jugendhilfeeinrichtungen haben leer gewordene Pfarrhäuser mitten in den Gemeinden neu besiedelt. Der Caritasverband Hildesheim hat in den letzten Jahren den Elisabethpreis ausgelobt: 2007 im Bereich der Kinderarmut, 2009 im Bereich Familie und 2011 zur Teilhabe behinderter Menschen. Insgesamt mehr als 90 Projekte haben an den ersten beiden Wettbewerben teilgenommen und sich präsentiert. Wichtigste Träger waren die örtlichen Caritasverbände, die sich trotz angespannter Finanzsituation als sehr innovative und handlungsorientierte Institutionen erweisen. Aber auch Kirchengemeinden waren dabei!

Bischof Trelle sagt es in seinem Fastenhirtenbrief 2011 so: „Die Überzeugungskraft einer Gemeinde oder einer kirchlichen Einrichtung hängt vor allem von den Christen ab, die zu ihr gehören. Sie handeln aus ihrer Taufe und ihrer Firmung heraus. Mit ihren je eigenen Begabungen bauen sie die Kirche auf. Überzeugte Christen machen in der Familie, in der Nachbarschaft, am Arbeitsplatz das Evangelium gegenwärtig und strahlen den Glauben aus. Ohne sie könnte die Kirche niemals das Licht für die Welt sein, das sie nach einem Wort Jesu ist.“

4. Ort – Macht – Heil¹⁵

Franz Meurer

ORT

„Ohne Ort kein Glück, ohne Ortsgefühl kein Nachhall“, sagt der Schriftsteller Peter Handke¹⁶ und denkt dabei an das tiefe Bedürfnis des Menschen nach Orientierung und Halt in einem überschaubaren Umfeld – im Dorf, in der Stadt, im „Veedel“. Der Filmemacher Wim Wenders sieht im Verlust des Ortssinns die Schwachstelle unserer Kultur schlechthin. Der Mensch findet seine Wurzeln nicht mehr, ist sich ihrer nicht mehr bewusst, er ist entwurzelt. Nachbarschaftliche Gemeinschaft hilft uns, dass wir uns weniger unsicher fühlen. Die „Bläck Fööss“ singen: „In unserem Veedel stonn mer zesamme, ejal wat och passeet.“ Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Nachbarschaft, wird so zum Korrektiv der Globalisierung und trägt dazu bei, dass „Heimat“ wird.

Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit macht uns nicht nur weniger einsam und vereinzelt, es macht uns auch klar, dass es höhere Werte gibt als die materiellen.

Der damalige irische Ministerpräsident Bertie Ahern sagte 2004 über die Situation in seinem – seit dem EU-Betritt zu schnell – sehr reich gewordenen Land: „Die große Frage, die sich der irischen Gesellschaft stellt, ist, ob wir als Gemeinschaft darauf vorbereitet sind, das Gebot, unseren Nächsten zu lieben; zu befolgen. Sind wir bereit, festzustellen, dass materielle Werte nicht die höchsten Werte in unserer Gesellschaft sind?“¹⁷

MACHT

„Wer was macht, hat die Macht.“ Umgekehrt: „Wer nichts macht, ist ohnmächtig.“ Die italienische Pädagogin Maria Montessori forderte: „Hilf mir, es selbst zu tun!“ Teilnahme am Leben bedeutet Teilhabe; Teilnahme eröffnet die Möglichkeit, über Mittel zu verfügen und Zugang zu bis dahin

verschlossenen Räumen zu haben. Teilnahme bedeutet die Möglichkeit des verantwortungsvollen Einsatzes, der Verwendung von Ressourcen. Teilnahme bedeutet, ohne Hierarchie selbst zu gestalten.

Dies gilt zum Beispiel schon für den Newcomer, die Nachwuchsgruppenleiterin oder den Nachwuchsgruppenleiter in HöVi (Höhenberg-Vingst). Wenn die Gemeinschaft ihm Gestaltungsspielraum gibt, also Macht anvertraut, wächst auch sein Sinn für Demokratie. Ralf Dahrendorf sagt: „Demokratie kann man nur von unten, vor Ort, lernen.“

HEIL

„Alles, was du bist, bist du von einem anderen; alles, was du hast, hast du von einem anderen“, singt Herman van Veen. Aber wir leben anders: Du bist, was du kannst, du bist, was du hast, du bist, was du leistest. Du bist, wie du aussiehst, welchen Körper du hast. Ob du Markenklamotten trägst. Wert definiert sich heute immer mehr durch Ware. Produkt statt Heil.

Von all dem bleibt dereinst nichts. Heilsam und von Dauer ist allein das, was ich dem Anderen schenke, sage, anvertraue – und zwar „umsonst“. Ohne auf Gegenleistung zu spekulieren! So entsteht Zugehörigkeit ohne Leistung; es gilt also nicht der kapitalistische Grundsatz „Hier verkehrt, wer verzehrt“, denn dann bleiben kinderreiche Familien mit schmalem Budget immer draußen vor der Tür.

Mit „gratuité“ wird im Französischen eine Eigenschaft Gottes bezeichnet. Man könnte den Begriff mit „Unentgeltlichkeit“, „Schenken ohne Grund (und Hintergedanken)“ übersetzen, eben Heil, Gnade. Gratis, umsonst – auf Kölsch „ömesöns“. Was nicht mit „vergeblich“ gleichzusetzen ist.

Gnade kommt von „genada“, „sich bücken“, „sich neigen“. Mit der Fußwaschung beim Letzten Abendmahl gab Jesus ein Beispiel, indem er die heilsame Hierarchie vorführte: Wer euer Herrscher sein will, muss euch dienen. Und ihr ihm.

*„Demokratie kann
man nur von unten,
vor Ort lernen“*

Paulus verbildlicht Gemeinschaft durch einen Leib mit vielen Gliedern, die alle aufeinander angewiesen sind. Das Haupt ist Christus. Aber: „Gerade die schwächer scheinenden Glieder des Leibes sind unentbehrlich“ (1 Kor 12,22). Die einen begründen das Heil der anderen.

Im Gedicht „Die Heiligen“ befindet Hilde Domin: „Denn wir essen Brot, aber wir leben vom Glanz.“ In HöVi versuchen wir nach Kräften und in Gemeinschaft, zu beidem zu verhelfen: zu Brot und zu etwas Glanz.



B Perspektivische Zugänge

1. Die Ausgestaltung pastoraler Räume durch den Fachdienst Gemeindcaritas

Rudolf Devic

WAS SIND DIE AUFGABEN und Rollen der Fachdienste Gemeindcaritas in pastoralen Räumen? In ihren Tätigkeitsberichten der Jahre 2009/2010 geben die Diözesan-Referenten für Gemeindcaritas ihre Rollen bei der Ausgestaltung pastoraler Räume häufig wie folgt an:

- Als Kooperationspartner und Unterstützer der Seelsorge und der Ehrenamtlichen vor Ort; vor allem dann, wenn sie seitens ihrer Caritasverbände und der Pastoral derzeit einen eher allgemeinen Unterstützungsauftrag in den laufenden Pastoralprozessen haben. Dies trifft auch auf die Fachdienste Gemeindcaritas in den Orts Caritasverbänden zu.

- Oft sehen sich die Referate und Fach-

dienste Gemeindcaritas auch als Begleiter von gemeindlichen beziehungsweise pastoralen Gremien und ehrenamtlichen Initiativen angesprochen.

- In anderen Diözesen sind die verbandlichen Fachdienste Gemeindcaritas gefragt als Impulsgeber, Berater, fachliche Unterstützer oder auch, wie in Köln, als Netzwerker, bis hin zu den Rollen als Initiator sozialräumlicher Projekte und Prozessbegleiter in der örtlichen Szenerie.¹⁸

- Vielfach kommt der Gemeindcaritas auch eine bedeutsame Rolle als Aus- und Fortbildner für Ehrenamtliche in den pastoralen Prozessen zu.

- Weiter gibt es Fachdienste und Fachbereiche Gemeindcaritas, die als Organisa-

toren von Fortbildungs- und Entwicklungsprozessen in der Sozialraumarbeit der betreffenden Verbände fungieren, so in den Diözesen Mainz und Trier. Ziel ist dort, sowohl die sozialfachliche wie auch die seelsorgliche Seite der Gestaltung von Pastoral- und Sozialräumen voranzutreiben.

- Schließlich sind in etlichen Diözesen die Fachdienste Gemeindcaritas als ständige oder fakultative Mitglieder der Pastoralteams tätig. Sie sind in diesen Teams, aber auch in anderen Arbeitsfeldern der pastoralen Einheiten in starkem Maße mitgestaltende und mitprägende Akteure einer diakonischen Entwicklung in den pastoralen Räumen.

■ Caritative Einrichtungen vernetzen sich zunehmend in Pastoral- und Lebensräumen. Auch die anderen Akteure diakonischer Ausgestaltung pastoraler Räume werden zunehmend in diese Bewegung mit hinein genommen. Auch hier gibt es eigene Rollen und Aufgaben von Fachdiensten Gemeindecaritas.¹⁹

Die örtlichen Fachdienste Gemeindecaritas übernehmen mit ihrer auf einzelne Maßnahmen und Projekte konzentrierten Arbeit ähnliche Rollen und Aufgaben, wie sie sich im Forschungsprojekt „Diakonie im Lebensraum der Menschen“ beim Aufbau, der Durchführung und der Koordination von lebens- beziehungsweise sozialräumlichen Projekten zeigten. Hier wurde nachgewiesen, dass die Methode der lebensräumlichen Projektarbeit auch ein ausgezeichnetes Mittel zur Gestaltung pastoraler Räume sein kann.²⁰

Pastoralräume als Lebensräume?

Der soziale und der pastorale Raum sind eins, so überschrieb die Fachzeitschrift „neue caritas“ 2008 einen Beitrag zu den Ergebnissen des Forschungsprojektes „Diakonie im Lebensraum der Menschen“. Wenn auch die Grundintention dieser Überschrift heute noch als Programmsatz gelten kann, so weiß man jetzt doch mehr über das Verhältnis von Lebensräumen und Pastoralräumen: Die Sozial- beziehungsweise Lebensräume der Menschen decken sich vor Ort nur selten mit den jeweiligen Pastoralräumen. Und je größer die Pastoralräume werden, desto weniger wird dies der Fall sein. Das liegt daran, dass der jeweilige Pastoralraum von seiner sozialen und kulturellen Infrastruktur her meistens nicht homogen ist. Materiell arme Menschen der Hochhaussiedlung A interessieren sich dafür, welche Unterstützung sie im Lebensraum A bekommen, aber nicht für die Unterstützung, die das Dorf D bietet, wenn es zehn bis fünfzehn Kilometer von der Hochhaussiedlung entfernt liegt und zum selben Pastoralraum gehört wie A.

Die Folgerung, die daraus zu ziehen ist: In der Ausgestaltung der diakonischen

Dimension der pastoralen Räume muss man differenzieren. Der Raum, in dem die meisten alltäglichen Dinge stattfinden und in dem die bedeutsamsten sozialen Beziehungen von den Personengruppen gelebt werden, die soziale Unterstützung anfordern, ist der Lebens- beziehungsweise Sozialraum. Und wenn es von diesen Lebensräumen fünf unterschiedliche in einem Pastoralraum gibt, gilt es, alle fünf unterschiedlich diakonisch auszugestalten. Das schließt nicht aus, dass die vor Ort jeweils diakonisch tätigen Kräfte aus anderen Teilen des Pastoralraumes oder auch von ganz außerhalb kommen können.²¹ Caritas muss dahin gehen, wo die Not und der menschliche Bedarf sind. Dies gilt auch für die diakonischen Initiativen, die in einem Pastoralraum erforderlich sind. Dabei gilt es nüchtern festzustellen: Pastoralräume, so wie sie seit Jahren eingerichtet und vergrößert werden, sind zunächst einmal keine Lebensräume, sondern Organisationsräume für das Personal der Pastoral. Dabei geht es bislang vordringlich darum Liturgie, Verkündigung und Sakramentspendung aufrechtzuerhalten und erst in zweiter Linie um die Grundfunktion der Diakonie²² bei der Gestaltung von Lebensräumen.

Die Umsetzung des Impulspapiers

„Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen“²³

in den Fachdiensten Gemeindecaritas
Die Fachdienste Gemeindecaritas sind deutlich erkennbar auf dem Weg, die eigene Rolle und den eigenen Beitrag in pastoralen Räumen zu präzisieren; dabei orientieren sie sich an der Position des Deutschen Caritasverbandes zu den pastoralen Räumen, die sie bei der Neujustierung ihrer Arbeit umsetzen werden. Die Ausgestaltung der diakonischen Dimension pastoraler Räume bundesweit erfolgt so vielgestaltig wie die örtlichen Konstellationen und wie die diözesanen und verbandlichen Planungen und Konzepte es zulassen beziehungsweise vorgeben.

Bei allem genauen Hinschauen auf die Bestimmung der Rollen und Aufgaben der

Akteure in den pastoralen Räumen und bei den konzeptionellen Überlegungen geht es immer darum, in der „diakonischen Dimension pastoraler Räume“ die konkreten Menschen wahrzunehmen. Dazu kann es hilfreich sein, Akteuren aus Gemeinden, Gremien und pastoralen Diensten den oft ungewohnten realen Kontakt mit Menschen „auf der Schattenseite des Lebens“ zu erleichtern. Folgerichtig werden vereinzelt bereits sogenannte „Diakonie-Exposures“²⁴ vorgeschlagen.

Große Vielfalt in den Entwicklungen – Differenzierung oder Konzentration der Rollen – Voraussetzungen für die Arbeit

Je nach Beginn der Strukturprozesse in der jeweiligen Diözese befinden sich die pastoralen Räume in einem anfänglichen oder fortgeschrittenen Stadium der strukturellen Umgestaltung, die den Fachdiensten Gemeindecaritas eine ganze Reihe verschiedener Rollen und Aufgaben abverlangen. Ob sich die Vielfalt von Aufträgen, Rollen und Aufgaben in künftigen Stadien der strukturellen Veränderung noch weiter differenzieren oder vielleicht doch eher zentrieren und reduzieren wird, bleibt abzuwarten. Örtliche und situative Aspekte dürften nach den bisherigen Erfahrungen weiterhin eine bedeutende Rolle spielen. Insgesamt ähnelt die pastorale und verbandliche Landschaft bei der Ausgestaltung pastoraler Räume eher einem neu erschlossenen Baugebiet mit vielen frisch begonnenen Baustellen. Dazwischen finden sich einige Häuser, deren Kellergeschoss fertig ist und andere, bei denen man das erste oder zweite Stockwerk schon sehen kann. Fest steht in diesem Zusammenhang auf jeden Fall, dass die Fachdienste und Fachbereiche Gemeindecaritas bei erkennbar hohen Anforderungen an ihre berufliche Kompetenz der Zurüstung bedürfen. Es braucht systematische Reflexionen, Fortbildungen, klare Aufträge und die Rückendeckung durch den jeweiligen Verband sowie Vereinbarungen mit den Leitungen der Pastoralräume und mit ehrenamtlichen Gruppierungen; und zwar auf örtlicher, diözesaner und Bundesebene. →

Der Fachdienst Gemeindec Caritas im Dienst an Menschen und an der Kirche

Während der Blick auf die bundesweiten Entwicklungen stark auf berufliche und verbandliche Aufgaben- und Rollendetails gerichtet ist, gilt es stets zu bedenken, dass es sich bei der Ausgestaltung der diakonischen Dimension pastoraler Räume um einen kirchlichen Vollzug handelt. Der Fachdienst Gemeindec Caritas baut mit seinem know how im verbandlichen Auftrag Kirche vor Ort mit auf, indem er die Lebensräume in den groß gerateten Pastoralstrukturen mitgestaltet. Dabei geht es allerdings um mehr als nur um Strukturen.²⁵ Es geht um Menschen, die Unterstützung suchen, damit sie am Leben teilhaben können, und um Menschen, die sich sozial und diakonisch engagieren.

Ausblick

Welche Notwendigkeiten ergeben sich aus den diözesanen und örtlichen Entwicklungen bei der diakonischen Ausgestaltung

pastoraler Räume für die Fachdienste Gemeindec Caritas?

Bei der Wahrnehmung der Rollen und Aufgaben in pastoralen Räumen wird es für die Fachdienste der Gemeindec Caritas noch stärker darauf ankommen, vom Bedarf und den Bedürfnissen der Menschen vor Ort und vom Bedarf der Aktiven wie der Verantwortlichen im jeweiligen pastoralen Raum auszugehen. Der Fachdienst Gemeindec Caritas kann und sollte zusammen mit anderen diakonischen Akteuren gerade für die Gestaltung der wirklichen Lebensräume in den pastoralen Räumen Sorge tragen.²⁶

Allgemein sollte größtmögliche Klarheit in der Wahrnehmung der eigenen Rollen und Aufgaben erreicht werden. Klarheit in der Wahrnehmung der eigenen fachlichen Rolle verschafft dem Fachdienst Gemeindec Caritas einen sicheren Stand und verhilft den zu unterstützenden Partnern zu einer besseren Orientierung für ihre Aufgabe in den pastoralen Räu-

men. Über diese eher instrumentelle, fachliche Sicht hinaus ist zur Ausgestaltung der diakonischen Dimension der Kirche eine motivierende Vision notwendig, die Vision einer diakonischen Kirche. Übersetzt könnte dies heißen: Eine Kirche, die den Menschen (in ihren Lebensräumen) dient, das heißt Diakonie praktiziert, dient zu etwas. Nach dem Selbstverständnis von Kirche gehört solcher Dienst zum Innersten ihrer Sendung.²⁷

2. Fachdienst Gemeindec Caritas im pastoralen Raum

2.1 Auftragslage und Aufgabenwahrnehmung

Klaus Fengler

Konzeptentwicklungen beraten und begleiten

Die neue Wirklichkeit der Strukturen „pastoraler Räume“ erfordert neue Konzepte, die die Nähe der Kirche zu den Menschen gewährleisten können. Die Herausforderung besteht darin, neben den sozialräumlichen Aspekten auch die lebensweltlichen Bezüge der Menschen und ihre Milieuzugehörigkeiten in den Blick zu nehmen.

Das Zusammenwirken organisierter, ehrenamtlicher wie beruflicher Caritas und Gemeindepastoral ergibt sich dabei nicht nur aus strukturellen Kooperations-

notwendigkeiten angesichts differenzierter sozialer Herausforderungen an konkreten Orten. Lebensräumlich aufgestellte Caritas betrachtet die Wirklichkeiten und Lebenssituationen der Menschen umfassend und ist damit in besonderer Weise „Kirche in der Welt“. Damit verbunden ist die gemeinsame Aufgabe eines genauen Hinsehens und gemeinsamen Handelns derjenigen, die im „Pastoralen Raum“ Seelsorge und Caritasarbeit gestalten wollen. Die pastoral-konzeptionelle Entwicklung und die daraus folgende Ausgestaltung des Arbeitsfeldes Caritas werden durch die Mitarbeitenden im Fachdienst

Gemeindec Caritas fachlich begleitet und die Akteure entsprechend zugerüstet und unterstützt.²⁸ Voraussetzung dafür ist natürlich, dass sie mit ihrer fachlichen Kompetenz eingebunden werden in die Entwicklung pastoraler Konzepte zum Arbeitsfeld Caritas. Dies ergibt sich stellenweise organisch durch die obligatorische Mitgliedschaft der Mitarbeitenden des Fachdienstes Gemeindec Caritas im Pastoralteam; allerdings zeigen sich auch pastorale Wirklichkeiten, in denen die Kommunikationsstruktur mit den Hauptamtlichen der Caritas noch entwicklungs-fähig erscheint.

Die Mitarbeitenden im Fachdienst Gemeindec Caritas unterstützen sozial-caritative Konzeptentwicklungen durch Moderation und fachliche Beratung im Zusammenhang der Konzepterstellung, Vorbereitung, Begleitung und Auswertung von Sozialraumanalysen bilden häufig die Basis der weiteren Entwicklung der Caritas in den kleineren örtlichen Kontexten des Pastoralraumes. Im Vordergrund der Konzeptumsetzung stehen der Aufbau neuer und örtlicher bedarfsgerechter sozialer Angebote, die Entwicklung passgenauerer ehrenamtlicher und freiwilliger Arbeit, Kooperationsaufbau und -sicherung mit Verbandsstrukturen und örtlichen Initiativen sowie die Vermittlung von Arbeitskontakten mit nichtkirchlichen Diensten und Einrichtungen sozialer Arbeit.

In der Konsequenz sind die Mitarbeitenden im Fachdienst Gemeindec Caritas maßgeblich Mitwirkende in diesen pastoralen Umstrukturierungs- und Konzeptprozessen für das Feld der Caritas. Hierbei agieren sie als Impuls- und/oder Ideengeber beziehungsweise initiieren sozialräumliche Projekte.

Inzwischen liegen als Ergebnis der Erfahrungen und Mitwirkungen in diesen Gestaltungsprozessen vielerorts in den Orts- und Diözesan-Caritasverbänden entsprechende Handreichungen, Informations- und Arbeitsmaterialien vor.

Gemeindec Caritas als Akteur in der Netzwerkgestaltung pastoraler Räume

Konzeptionelle pastorale Überlegungen sollten daher gerade auch unter sozial-caritativen Aspekten darauf abzielen, ein neues übergreifendes Miteinander und Möglichkeiten einer differenzierten Pastoral zu verwirklichen. „Eine solche Nähe zu den Menschen muss wohl im „Netzwerk“ organisiert werden. Eine große Pfarrei ... wird sich nicht nur territorial aufgliedern, sondern auch nach Gemeinschaften, Aufgaben und aktuellen Herausforderungen. Das gilt auch für die Caritas.“²⁹

Wenn die Kirche vor Ort sich als lebendiges Netzwerk loser und fester gekoppel-

ter Systeme versteht, etwa in Gestalt kirchlicher Organisationen, Dienste, Einrichtungen, Gruppen oder Projekte – ob dies immer und überall so sein soll, muss kommunikativ und kooperativ in der konkreten pastoralen Einheit entschieden werden – ergeben sich für die Mitarbeitenden im Fachdienst Gemeindec Caritas im Hinblick auf ihre Funktionen und Rollen neue Herausforderungen. Insbesondere können hier ihre Rollen als Netzwerker(innen) gefragt sein.

Die Komplexität und die Dynamik von Prozessen in einem Netzwerk dieser Größenordnung können eine externe Begleitung erforderlich machen. Diese kann punktuell oder dauerhaft durch den Fachdienst Gemeindec Caritas gewährleistet werden, indem Impulse gesetzt werden, Beratung angeboten wird und Unterstützung der örtlichen Praxis erfolgt und dies als professionelles Rollen- und Funktionspektrum verstanden wird. Hierbei sind folgende Aufgaben wesentlich:

- Zusammenführung und Kontraktierung der beteiligten Systeme;
- fachliche Begleitung von Caritas-Ausschüssen in Vernetzungsprozessen;
- Organisation von kooperativen Fortbildungen für Caritas- und Seelsorge-Mitarbeiter(innen) zu Themen und Prinzipien der Sozialraum- beziehungsweise Lebensraumarbeit;
- fachliche Unterstützung lebens- und sozialräumlicher Kooperations-Projekte von Seelsorgeeinheiten und örtlichen Caritasverbänden;
- Förderung der Kooperation von Seelsorgern, Ehrenamtlichen und Caritasdiensten in den Aufbauprozessen sozialer Netzwerke;
- Reflexion und Evaluation der Ergebnisse und Prozesse.

Um solche Netzwerkbildung in pastoralen Räumen entwickeln und die geforderten Funktionen ausfüllen zu können, bedarf es neben der hierfür notwendigen fachlichen Aus- beziehungsweise Fortbildung einer Grundkompetenz, die den Mitarbeitenden im Fachdienst Gemeindec Caritas eigen sein muss, nämlich „die Kontakt- und Bezie-

hungsfähigkeit und die Offenheit für komplexe Strukturen und für ständige Veränderungen ... (, damit) Beziehung und Kontakt entstehen (nach Wolfgang Hinte und Werner Springer), wenn jemand in der Lage ist, in nicht festgelegter Weise und mit einer breiten Wahrnehmungsperspektive an komplexe Situationen heranzugehen zu können. Dabei ist es wichtig, nicht aufgrund der eigenen lebensgeschichtlichen Tradition (und auch nicht der eigenen gemeindlichen Erfahrung, Anm. d. Verfassers) heraus zu entscheiden, sondern die vorhandenen Strukturen möglichst objektiv wahrzunehmen“³⁰.

Ehrenamtliche Strukturen im pastoralen Raum entwickeln

Ehrenamtlich Tätige der Caritas erleben derzeit noch stärker als in der Vergangenheit höhere Anforderungen bei mangelnder Einbindung in das pastorale Geschehen. „In der Praxis erfahren Ehrenamtliche vor Ort vielfach leidvoll den Rückzug hauptamtlicher Mitarbeiter(innen) der Pastoral, diffuse Erwartungen an gesteigertes Engagement um die entstehenden Leerräumen auszufüllen und einen Mangel an Kommunikation und Ressourcen seitens der Pastoral zur Begleitung der Gruppen in den Veränderungsprozessen.“³¹ Damit einher geht dann häufig der Wunsch, dass sich ehrenamtliche Gruppen einer Großgemeinde in irgendeiner Form vernetzen; damit ist dann häufig unter dem Stichwort Synergie undifferenziert die Erwartung verbunden, dass die caritative Arbeit „irgendwie“ fortgeführt wird.

In dieser häufig auftretenden unübersichtlichen Gemengelage in Hinblick auf die Ausgestaltung des caritativen Ehrenamtes im pastoralen Raum kommt den hauptamtlich Mitarbeitenden im Fachdienst Gemeindec Caritas eine beratende Begleitfunktion, sowohl für verantwortlich tätige Ehrenamtliche, als auch für die hauptamtlichen Pastoralteams zu, um Grundanliegen der Entwicklung ehrenamtlichen oder freiwilligen Engagements im konkreten örtlichen Zusammenhang zu vermitteln. Zwar werden schon lange die

veränderten Grunddaten ehrenamtlichen Arbeitens diskutiert, häufig aber in kirchlichen Kontexten – speziell gemeindlichen – in ihrer Konsequenz ausgeblendet. Hier geht es besonders um die Sicherung der Bedingungen ehrenamtlicher Arbeit. Denn in der (post-)modernen Gesellschaft bedarf ehrenamtliches Engagement mittel- und langfristig angemessener Rahmenbedingungen, um die Zukunftsfähigkeit der örtlichen Caritasarbeit zu sichern. Es muss gewährleistet sein, dass die freiwillig Tätigen in angemessener Weise an Planung und Entscheidung beteiligt und für ihre Arbeit spirituell beziehungsweise fachlich gerüstet werden. Ehrenamtliche sind in ihrer Selbstbestimmung und ihren Grenzen zu achten und ihr Engagement ist aktiv wertzuschätzen.

Als Konsequenz des veränderten Selbstverständnisses ist Freiwilligenarbeit im pastoralen Raum, also Aufbau, Organisation, Qualifizierung und Begleitung ehrenamtlicher Arbeit, als eine zentrale Führungs- und Leitungsaufgabe sowohl der Hauptamtlichen als auch der verantwortlich Tätigen Ehrenamtlichen zu verstehen und anzunehmen. Dies bedarf einer professionellen Ausgestaltung.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Fachdienst Gemeindec Caritas werden hierbei in den pastoralen Räumen tätig, indem sie grundsätzlich als professionelle Kooperationspartner für Fragen des „neuen“ Ehrenamtes vor dem Hintergrund der skizzierten Veränderungen beratend auftreten. Für alle Akteure im pastoralen Raum können sie Lernprozesse organisieren, qualifizierende Maßnahmen anbieten

und je nach konzeptioneller Ausrichtung des örtlichen pastoralen Grundkonzeptes – die entsprechenden Entscheidungen der verantwortlich Handelnden vorausgesetzt – den systematischen Aufbau einer ehrenamtlichen Arbeitsstruktur fachlich begleitend mitentwickeln, zum Beispiel den Aufbau einer Ehrenamtsbörse für den konkreten räumlichen Kontext im Sinne eines Volunteer-Managements.

Die Praxisbegleitung, genauer deren Sicherstellung, ist darüber hinaus eine wesentliche Funktion der Mitarbeitenden im Fachdienst Gemeindec Caritas. Denn mehr als in der Vergangenheit erwarten Ehrenamtliche im Verlauf ihrer Tätigkeit eine kontinuierliche Unterstützung und Begleitung durch kompetente Ansprechpartner(innen). Bei Bedarf, insbesondere in Krisen- und Konfliktsituationen, stehen die hauptamtlichen Akteure des Caritasnetzwerkes zur Verfügung. Den Seelsorger(inne)n der pastoralen Teams müssen die Chancen eröffnet werden, die in dieser Begleitaufgabe liegen. Und dies nicht nur, weil auch Glaubensfragen im Tun für andere aufscheinen, sondern sich hier kommunikative Möglichkeiten mit den Menschen eröffnen, die für die Kirche ganz allgemein tätig sind.

Schließlich sorgt der Fachdienst Gemeindec Caritas für die fachliche Reflexion der Arbeit oder vermittelt entsprechende supervisorische Möglichkeiten. Darüber hinaus werden Kommunikationsräume zum selbst organisierten Erfahrungsaustausch bereitgestellt. Der Fachdienst hat nicht zuletzt die Funktion, auf die gelebte oder nicht gelebte Anerken-

nungskultur im Zusammenhang ehrenamtlicher Arbeit beratend aufmerksam zu machen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen ihre Funktionen und Rollen in Bezug auf die Entwicklung des sozial-caritativen Ehrenamtes im pastoralen Raum so wahrnehmen, dass es „menschlich, inhaltlich und organisatorisch ... auf dem Markt der Möglichkeiten hervorsteicht und für die Menschen von heute attraktiv ist“³².

Fazit

An die Kirche vor Ort und ihre verantwortlichen Akteure wird der Anspruch gestellt, als missionarische „Kirche in der Welt“ unterwegs zu sein und den Menschen als Sinnstifterin in ihren ganz unterschiedlichen Lebenslagen zu dienen. Dies bedeutet, es geht im Kern immer auch um die diakonische Perspektive des Glaubens. Daher ist es Aufgabe der für die pastorale Entwicklung verantwortlichen Akteure, diesen Gesamtblick als Justierung des pastoralen Handelns zu schärfen. Unter dem Stichwort der „Ermöglichung“ sollten offene Konzepte zusammen mit einem breiten Spektrum von Menschen guten Willens gefunden werden. Die Steuerung auf der Grundlage vereinbarter Ziele ist hier als Leitungsaufgabe zu verstehen.

Die Mitarbeitenden im Fachdienst Gemeindec Caritas verstehen sich dabei zuerst als Kooperationspartner von Seelsorge und Ehrenamt in den neuen pastoralen Räumen zur qualifizierten Ausgestaltung diakonischen Handelns im Rahmen der Entwicklung eines pastoralen Gesamtkonzeptes.

Impressum neue caritas spezial

POLITIK PRAXIS FORSCHUNG

Herausgeber: Deutscher Caritasverband e.V.
und Referat Gemeindec Caritas und Engagementförderung
Redaktion: Eugen Baldas, Rudolf Devic, Rainer A. Roth
Gertrud Rogg (Chefredakteurin)
Karlstr. 40, 79104 Freiburg

Titelfoto: Jens Armbruster
Layout: Peter Blöcher
Vertrieb: Referat Gemeindec Caritas und Engagementförderung, Karlstr. 40, 79104 Freiburg
E-Mail: gemeindec Caritas@caritas.de
Tel.: 0761/200-425
Druck: Druckerei Hofmann GmbH

INTERVIEW

2.2 „Caritatives Handeln“ in Seelsorgebereichen und Pfarreien im Kreisdekanat Rhein-Sieg

Über ihre bisherigen Erfahrungen bei der Begleitung von Konzeptentwicklungen sprach Klaus Fengler mit Claudia Gabriel vom Fachdienst Gemeindec Caritas im Caritasverband Rhein-Sieg.³³

Klaus Fengler: Sie haben in verschiedenen Seelsorgebereichen die Entwicklung des pastoralen Teilkonzeptes „Caritas“ fachlich begleitet. Wie kam es jeweils zu diesen Aufträgen?

Claudia Gabriel: Wir haben viel Wert darauf gelegt, unser Angebot der Prozessbegleitung und der fachlichen Begleitung den Hauptamtlichen in der Seelsorge in unterschiedlicher Form zu präsentieren. Neben einer schriftlichen Information wurden Zusammenkünfte wie Rekollktionen oder Treffen der leitenden Pfarrer genutzt, aber auch immer wieder gezielt Einzelgespräche geführt. Hilfreich war die Zusammenarbeit mit dem für die Region zuständige Mitarbeiter des Arbeitsbereichs Gemeindepastoral im Generalvikariat, der den Fachdienst Gemeindec Caritas bei seinen Kontakten „mit ins Spiel“ gebracht hat. Die meisten Anfragen, die dann in konkrete Aufträge mündeten, kamen von den hauptamtlichen Caritasbeauftragten in den Seelsorgebereichen.

Welche wesentlichen Aufgaben haben Sie wahrgenommen?

Die Aufgaben waren unterschiedlich, je nachdem in welcher Phase der Konzeptentwicklung ich beteiligt war: In mehreren Pfarrgemeinderäten, die für die Entwicklung neuer Ziele auch objektive Daten über den Sozialraum nutzen wollten, habe ich demografische Daten präsentiert; eine Arbeitsgruppe Caritas habe ich bei der Durchführung einer Lebensraumanalyse begleitet. In der konkreten Entwicklungsphase für das Teilkonzept Caritas habe ich mit unterschiedlichen Methoden (Planspiel oder Methode „Businessplan“) den Prozess strukturiert, aber auch inhaltlich beraten.

Wer wurde zu den Konzeptgruppen „Caritas“ hinzugezogen? Gab es Vorgaben für die Mitarbeit?

In der Regel war ein hauptamtlicher Mitarbeiter des Seelsorgeteams dabei und zwei bis fünf Ehrenamtliche, die sich aus dem Pfarrgemeinderat heraus für diese Arbeitsgruppe gemeldet hatten oder angesprochen worden waren, weil sie bereits im Arbeitsfeld Caritas aktiv waren.

Oft arbeiten mehrere Arbeitsgruppen in einer Seelsorgeeinheit an unterschiedlichen thematischen Konzeptteilen. Welche Erfahrungen haben Sie hinsichtlich der Vernetzung dieser Gruppen gemacht?

Zwischen den Treffen der Arbeitsgruppen, die für die unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkte wie Caritas, Glaubensverkündigung oder Liturgie Ziele entwickelten, gab es jeweils ein Treffen der Steuerungsgruppe, in der die Arbeitsgruppen über ihre Prozesse und die Zwischenergebnisse berichteten und die nächsten Schritte vereinbart wurden.

Erinnern Sie sich an besonders spannende Momente in den Beratungsprozessen zum Thema Caritas?

Für die Arbeitsgruppen war es oft ein „Aha-Erlebnis“, am Ende der Bestandsaufnahme zu entdecken, wie viel im Bereich Caritas bereits von verschiedenen Gruppen, aber auch Einzelpersonen, für unterschiedliche Adressatengruppen geleistet wird. Daraufhin stellte sich zwangsläufig die Frage nach der Öffentlichkeitsarbeit, der Vernetzung und auch der Anerkennungskultur für die zahlreichen ehrenamtlichen Mitarbeiter(innen).

Haben Sie aufgrund der Konzeptarbeit Veränderungen wahrgenommen in Hinblick auf die weitere Arbeit der Caritas in den Pfarreien oder Seelsorgebereichen, die Sie begleitet haben?

Die erste Pfarrgemeinde, in der ich mitgearbeitet habe, hat im Juni 2009 ihr Konzept verabschiedet. Ende 2010 hat der Caritasausschuss einen Sozialen Runden Tisch auf Stadtebene initiiert und damit eines der Ziele umgesetzt. Veränderungen und Entwicklungen brauchen auch ihre Zeit!

Wie bewerten Sie grundsätzlich die Chancen der Umsetzung solcher Konzeptpapiere und was kann der Fachdienst Gemeindec Caritas dazu beitragen?

Für die Umsetzung von Konzepten braucht es Personen, die von der Sinnhaftigkeit dieser Konzepte überzeugt sind und die bereit sind, Zeit und Energie für die Umsetzung zur Verfügung zu stellen. Von guten neuen Ideen fühlen sich oft auch neue Leute angesprochen. Der Fachdienst Gemeindec Caritas kann deutlich machen, dass er auch über die Phase der Konzeptentwicklung hinaus bei der konkreten Umsetzung der Ziele sein fachliches Know-how in Form von Beratung, Begleitung und Fortbildung etc. zur Verfügung stellt.

Herzlichen Dank für Ihre Ausführungen!

3. Den Menschen nah. Freiwillig und kompetent. CKD – Das Netzwerk von Ehrenamtlichen

Frank Barrois

DIE KIRCHGÄNGER MÖGEN den Strukturwandel und die Zusammenlegung von Pfarreien vor allem am rückläufigen Angebot von Gottesdiensten spüren – die Engagierten in der Gemeinde an der Abwesenheit des Pfarrers bei Veranstaltungen und Sitzungen oder an der Zusammenlegung von Gremien und Gruppen, die früher um jeden Kirchturm herum ihre Aktivität entwickelten. Was aber bedeutet die Neuordnung pastoraler Räume für die Gemeinde vor Ort? Entfernt sich Kirche von den Kirchenfernen? Werden diejenigen auf der Strecke bleiben, die nicht mobil sind und die Energie nicht aufbringen können, die Distanz zum kirchlichen Gegenüber zu überwinden? Kirche hat einen universalen Auftrag zum Dienst an allen Menschen – damit aber immer zum Dienst an konkreten Menschen. Dies gilt auch unter der strukturellen Herausforderung größer werdender pastoraler Räume.

Den Menschen nahe – unter diesem Leitgedanken engagieren sich Menschen in der Caritas der Gemeinden. Als Wohnviertelapostolat, Besuchsdienstgruppen, Pfarreicaritasgruppen oder Caritas-Konferenzen sind Ehrenamtliche – die Träger der Diakonia der Gemeinden – zusammengeschlossen im Netzwerk von Ehrenamtlichen, den Caritas-Konferenzen Deutschlands e.V. Sie engagieren sich im Besuchsdienst im eigenen Wohnviertel und in Einrichtungen, sie bieten Aktivitäten für Senioren, für Menschen mit Behinderung, für Familien oder Migrant*innen an, sie sind Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner für Menschen in besonderen Lebenslagen und werden dabei oft als „die Frau/der Mann von der Caritas“ wahrgenommen.

Die Grenzen, die diese Ehrenamtlichen spüren, sind meist nicht die zwischen einer

Pfarrei und der benachbarten, sondern die zwischen Menschen im Zentrum und jenen am Rand der Gesellschaft, Grenzen zwischen christlichem und kirchenfernem Milieu, zwischen Zugehörigkeit, Teilhabe und Integration auf der einen Seite und Abgrenzung bis hin zur Teilnahmslosigkeit auf der anderen. Und genau diese Grenzerfahrungen machen das caritative Engagement der Ehrenamtlichen zu einem wichtigen Grundpfeiler der Pastoral. In der Diakonia wendet sich Kirche an alle Menschen, gerade auch an Menschen am Rande.

Das Engagement der Caritas-Konferenzen ist ehrenamtlich und selbstorganisiert. In langer Tradition gründet es in den „Konferenzen“, die der Heilige Vinzenz von Paul in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in ganz Europa einführte. Vor allem Frauen schlossen sich zusammen, um den Dienst an den Armen und Benachteiligten ihrer Gemeinde in den Mittelpunkt ihres Lebens zu stellen. Das lateinische Verb „con-ferre“ meint dabei das Zusammentragen von dem, was Menschen an Not in ihrer Gemeinde wahrnehmen, und sich darüber auszutauschen, wie eine karitative Hilfe zielgerichtet und wirkungsvoll organisiert werden kann. Auch die verschiedenen Talente der Ehrenamtlichen werden zusammengetragen und kommen dabei zum Zuge.

Heute sind die Caritas-Konferenzen Deutschlands e.V. Teil der verbandlichen Caritas und gleichzeitig verortet und eingebunden in die Pfarrgemeinden. Die Gruppen vor Ort arbeiten mit unterschiedlichen Schwerpunkten und ausgehend von der ihr vorliegenden sozialen Situation: manche Gruppen haben ihren Schwerpunkt in Angeboten für Senioren, andere bieten ein Café für Alleinerziehende an. In

einem Stadtteil gibt es eine Kleiderkammer für Wohnungslose, in einem anderen Wohnort steht die Begleitung an der Schwelle zwischen Leben und Tod im Vordergrund. Fast allen Gruppen gemein ist der Besuchsdienst im Wohnviertel. Die Nähe zu den Menschen im eigenen Wohngebiet zu suchen und Ansprechpartnerin für den eigenen Sozialraum zu sein, wird durchweg als wichtigste Aufgabe gesehen. Bundesweit hat man sich auf die Position verständigt, dass die Gemeinde vor Ort weiterhin die Wirkungsstätte des Engagements der Caritas-Konferenzen bleiben muss. Denn es geht um die Nähe zu allen Menschen.

Aus ihren vielfältigen Organisationsformen, Anforderungen und Aufgaben ergeben sich – gerade durch die Veränderung der pastoralen Räume – unterschiedliche Herausforderungen: Für die Ehrenamtlichen, für die Aufgabe, den Menschen nahe zu sein und für die Organisation des Engagements selbst.

Erste Herausforderung: Ehrenamtlich tätig in der Caritas der Gemeinde

■ Ehrenamtliche sind der Sauerteig in der Welt.

Als getaufte und gefirmte Christen sind Laien in der Kirche besonders dazu berufen, ihren Dienst in der Welt zu tun. Ehrenamtliche der Caritas-Konferenzen engagieren sich aufgrund eines christlichen Selbstverständnisses, das die Nächstenliebe und die Sorge um Menschen am Rande zum Zentrum hat. Dieses Engagement geschieht allerdings nicht individuell und losgelöst, sondern in starker Bindung an das Gemeindeleben. Eine kirchliche Verwaltungsreform birgt daher leicht die Gefahr in sich, dass sich Ehrenamt nur an binnenkirchlichen Strukturen und nicht

mehr an seinem eigentlichen Ziel und Gehalt – der Sendung der Kirche für die Welt – orientiert. So ist eine deutliche Verunsicherung zu spüren: Wie müssen wir als Ortsgruppe der CKD unsere Arbeitsweise an die pastoralen Strukturen anpassen? Wie ist unser Verhältnis als Ehrenamtliche zu den Hauptamtlichen? Nach welchen Kriterien richten wir unsere Arbeit aus?

■ Die Strukturreform der Kirche bedeutet einen Verlust an Beheimatung. Die enge Identifikation der CKD mit der eigenen Gemeinde führt dazu, dass sie – wie alle Gruppierungen – verunsichert werden können, wenn sich über Generationen gewachsene Sicherheiten und Gewohnheiten durch Einwirkung von außen ändern. Solche Veränderungen werden Menschen, die berufliche und lokale Mobilität gewohnt sind, weniger irritieren als diejenigen, die sich mit einem Wohnort – einer Gemeinde – eng und über viele Jahre verbunden fühlen. Der Verlust an Beheimatung zeigt sich emotional weniger am karitativen Einsatz, sondern an den Faktoren, die kirchliches Leben als Leben in Gemeinschaft ausmachen. Ob diese emotionale Ebene innerhalb neuer pastoraler Räume einen Ort findet und bearbeitet werden kann, wird zur Messlatte, mit welcher Einstellung Ehrenamtliche motiviert sind, sich auch über die karitative Tätigkeit hinaus mit der Kirche vor Ort zu identifizieren. Für die Gruppen der CKD wird eine Eigenständigkeit notwendig sein, um selbst ausreichend Beheimatung für ihre Mitglieder zu schaffen.

■ Es dreht sich nicht alles um den Pfarrer.

Die CKD darf ihre Arbeit nicht vom Rückgang des hauptamtlichen personalen Angebots abhängig machen. Neben einer veränderten Form von inhaltlicher Eigenständigkeit braucht es an vielen Orten ein profiliertes Einmischen der CKD. Leitungskompetenz ist gefragt, wenn es darum geht, die caritative Grunddimension von Kirche präsent zu halten, sich aktiv in Pfarrgemeinderat und pastorale Kon-

zeption einzubringen. Immer wieder berichten Ortsgruppen der CKD darüber, dass sie im Zuge der Umstrukturierung „zwangsfusioniert“ wurden beziehungsweise werden sollen. Hauptamtliche legen Kassen zusammen oder lösen Gremien auf. Der Netzwerkgedanke der CKD widerspricht aber genau dieser Vereinheitlichung. Engagierte Ehrenamtliche sind Fachleute für ihr Wohnviertel und ihre Arbeit – und es kann durchaus sinnvoll sein, in unterschiedlichen Teilen des pastoralen Raumes mit anderen Schwerpunkten und Organisationsformen zu arbeiten. Und dies ganz abgesehen davon, dass sich eine CKD-Gruppe mit gewählter Leitung und als Teil der verbandlichen Caritas einer „Einwirkung von außen“ zu großen Teilen entzieht.

Eine fruchtbare Zusammenarbeit wird dort gelingen, wo pastorale Teams das Ehrenamt stärken, Leitungskompetenzen vermitteln und CKD-Gruppen darin unterstützen, eine an den eigenen Aufgaben orientierte Vernetzung zu lernen. Ein tragfähiges Netzwerk schafft Entlastung, wo übergeordnete Aufgaben auf höherer Ebene gemeinsam angegangen werden und wo gleichzeitig eine Verwurzelung in der eigenen Aufgabe vor Ort möglich bleibt.

■ Eigenständigkeit und Gelassenheit sind gefordert.

Gerade als verbandliche Gruppe mit einer engen Anbindung an die Gemeinde – wenn man Gemeinde als den sozialen Nahraum der Menschen in einem Wohnviertel versteht – sollte diese Herausforderung mit einem eigenständigen Konzept und der nötigen Gelassenheit gemeistert werden. Als Verband ist eine gewisse Eigenständigkeit erlaubt und vielleicht sogar erforderlich. Größer werdende pastorale Räume dürfen dabei weder Auftrag noch Qualität des caritativen Engagements schmälern, nur weil bei den hauptamtlichen Strukturen Einschränkungen notwendig geworden sind. Die neue Situation erfordert ein Nachdenken über den Beitrag der Hauptamtlichen innerhalb der CKD, aber nicht

eine Veränderung der Ziele der Caritas-Konferenzen. Die „Krise“ der Veränderung ist dann überwunden, wenn Ehrenamtliche wieder zum Kern ihres Engagements zurückkehren können.

Zweite Herausforderung: Den Menschen nahe sein

„Es sind nicht unsere Ideen, die uns glaubwürdig machen, sondern die Qualität und die Kraft unserer Taten.“ (Vinzenz von Paul)

Der inhaltliche Kern eines caritativen Engagements in den CKD ist die Hinwendung zu allen Menschen. Daher wird die zweite Herausforderung für Caritas-Konferenzen in den neuen pastoralen Räumen sein, wie Nächstenliebe auch weiterhin kraftvoll gelebt werden kann. Darin liegt die Vision der CKD – nicht in Strukturdebatten und Organisationsentwicklung. Arbeitsstrukturen dienen der Vision, sie ersetzen sie nicht.

Nach wie vor stellen Besuchsdienste und Wohnvierteldienste den größten Bereich des Engagements der CKD-Gruppen dar. Diese „klassischen“ Aufgabenfelder werden auch in größeren pastoralen Räumen wenig Veränderung erfahren. Was sich ändern wird, sind die Aufgaben der Leitung dieser Gruppen: Wie können wir in unserem Seelsorgeraum eine flächendeckende Versorgung aufbauen? Was können wir von anderen Ortsgruppen in unserem Seelsorgeraum lernen? Wo ist Aufbauarbeit gefordert?

Es lohnt sich, die neuen Strukturen zum äußeren Anlass zu nehmen, das eigene Tun zu überdenken und das neu entstandene Netzwerk als Lernort zu nutzen, um die Qualität der eigenen Praxis auszubauen.

„Unser Platz ist an der Seite derer, die keinen Menschen haben.“ (Vinzenz von Paul)

Größere pastorale Räume bieten die Chance, neben der Investition in die Fläche, im Wohnvierteldienst auch auf die

Menschen zu blicken, die ein gemeinsames Lebensthema verbindet. Netzwerke auf Ebene der Seelsorgeräume eröffnen Ressourcen und Spielräume für Initiativen und neue Orte der Begegnung. Ehrenamtliche als Kenner des eigenen Wohnviertels und seiner Bewohner entwickeln Angebote, die sich am spezifischen Bedarf oder an einer konkreten Not der Menschen orientieren. Kleiderkammern und Suppenküchen werden der materiellen Not entgegen gesetzt, Familienzentren in Gemeinden, Angebote für Mütter und Kinder richten den Blick auf bestimmte Zielgruppen; Bildungsangebote für Migranten leisten einen Dienst nicht nur am Menschen, sondern an der Gesellschaft.

Wachsende pastorale Räume können dazu beitragen, in Vernetzung mit anderen CKD-Gruppen oder Trägern caritativer Arbeit, gesellschaftlichen Wandel und Menschen am Rande wahrzunehmen, die in der traditionellen Arbeit noch nicht im Blick waren.

„Die Armen leiden weniger an einem Mangel an Barmherzigkeit als an einem Mangel in der Organisation derselben.“
(Vinzenz von Paul)

Wo früher hauptamtliche pastorale Mitarbeiter ein dichtes Netz von Anlaufstellen für Menschen in Not gebildet haben, erfordert der Strukturwandel neue Ideen. So werden leer stehende Pfarrbüros zu ehrenamtlich besetzten Kontaktbüros, in denen Sozialsprechstunden angeboten werden (vorausgesetzt, Hauptamtliche können diese ehrenamtlichen Initiativen ohne Kontrollzwang zulassen). Diese eigenständige Arbeit stellt Ehrenamtliche vor besondere Herausforderungen. Konfrontiert mit unterschiedlichen Anfragen, Lebenssituationen und Realitäten sind bei Eigeninitiative und Organisation des Angebots eine Förderung und Unterstützung durch Hauptamtliche unerlässlich. Qualifizierende Maßnahmen, Supervision, personelles Angebot und ausreichendes Angebot an Sachmitteln müssen für die Leitung des Seelsorgeraums selbstver-

ständliche Beiträge sein, das Ehrenamt zu unterstützen.

Eine gute Organisation weiß um ihre Möglichkeiten und Grenzen. Grenzverletzend wäre es, Ehrenamtliche als Ersatz für hauptamtliche Strukturen zu sehen. Ehrenamt in den CKD hat zur Grundlage, selbstbestimmt und selbstverantwortlich tätig zu sein. Es braucht ein klares Profil, um nicht zum Lückenbüsser zu werden, der die Auswirkungen struktureller Veränderungen verschleiern soll. Gleichzeitig gibt es für caritatives Engagement Möglichkeiten, auf örtliche Caritasverbände und deren professionelle Dienste zuzugreifen. Ehrenamtliche der CKD stellen so ein niederschwelliges und breitgefächertes Angebot nah am Menschen bereit; die berufliche Caritas leistet einen weiterführenden Beitrag. Gerade in Zeiten von Strukturwandel und Veränderung können die örtlichen Caritasverbände eine stabilisierende Funktion auch für pastorale Räume wahrnehmen.

Dritte Herausforderung: Als Caritas-Konferenzen zukunftsfähig bleiben

■ Ehrenamt stärken

Veränderte Ausgangsbedingungen sind immer eine Anfrage an die Zukunftsfähigkeit und die Kompetenz, sich weiterzuentwickeln. Während die konkrete Arbeit, nämlich das Engagement für Menschen am Rand der Gesellschaft und die Sendung zu allen Menschen, für die CKD gleich bleibt und in größeren pastoralen Räumen sogar wachsen kann, werden sich die Arbeitsbedingungen ändern müssen. Nicht mehr jede Ortsgruppe wird gleichermaßen auf hauptamtliche Ressourcen und Dienstleistungen zugreifen können. Pfarrbüros werden geschlossen, Leitungsgremien in den Pfarrgemeinden arbeiten auf einer anderen Ebene und die einzelnen Wohnorte teilen sich die verbleibenden Hauptamtlichen. Viele Funktionen, die bisher von Hauptamtlichen bedient wurden, werden zukünftig von den ehrenamtlichen Leitungen der CKD-Gruppen geleistet werden müssen: Anerkennung und Würdigung der Leistung von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und

Mitarbeiterinnen, Moderation von Sitzungen, Führung der Kassen, Bearbeitung von Konflikten, Vertretung des Verbandes und seiner Themen im großen Ganzen der Pastoral. Ehrenamt kann und wird dadurch eine Aufwertung erhalten. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass Hauptamtliche den ehrenamtlichen Leitungen nicht nur Arbeit, sondern auch Entscheidungskompetenzen übertragen. Die Rolle des Hauptamtlichen wird sich von dem Begriff Leitung hin zu Begleitung – zu Fördern und Fordern – entwickeln müssen. Ehrenamtliche hingegen brauchen Mittel und Angebote, sich für ihre gewachsenen Aufgabenfelder qualifizieren, beraten und motivieren zu lassen.

■ Netzwerken lernen

Nichts ist so hilfreich, wie der Austausch über gemeinsame Themen. Leitungen von CKD-Gruppen haben innerhalb des Verbandes und innerhalb ihrer eigenen Gruppe spezielle Aufgaben, wie auch ehrenamtliche Gruppenmitglieder eine ihnen eigene Aufgabe innehaben. So wie vielleicht manche Ehrenamtliche die Sprechzeiten eines Kontaktbüros betreuen und dort mit eigenen Herausforderungen konfrontiert werden, die sich von denen unterscheiden, die eine Kleiderkammer mit sich bringt, so werden Leitungen viel Energie in Organisation, Einsatzplanung, Mitarbeitergewinnung, Bildungsangebote und Vertretungsarbeit stecken. Größer werdende pastorale Räume sind für Leitungen ein Segen, denn sie sind dort eng verbunden mit anderen Gruppenleitungen und können die Ebene des Seelsorgeraumes, des Dekanats oder der Region nutzen. Der Gewinn liegt darin, sich mit anderen Leitungspersonen auszutauschen, durch gemeinsame Planung Zeit und Ressourcen zu sparen, Erfahrungen anderer in der eigenen Gruppe nutzbar zu machen und für sich selbst die Anerkennung und Motivation zu erhalten, die sie in ihren Gruppen selbst weitergeben müssen.

Netzwerken heißt nicht, einen Verband überall gleich zu organisieren. Dafür sind Voraussetzungen, Wohnviertel, Traditio-

nen und auch Menschen selbst zu vielseitig und die Situationen vor Ort in einer hohen Pluralität vorhanden. Netzwerken heißt, gemeinsame Visionen und Absichten unterschiedlich umzusetzen. Denn Fachfrau oder Fachmann für die Menschen im eigenen Wohnviertel sind ausschließlich die Ehrenamtlichen, die diese Situation unmittelbar kennen und beobachten. Ein Netzwerk gibt den nötigen Halt, tragfähige Konzepte für den einzelnen Knotenpunkt beziehungsweise die einzelne Aufgabe zu spinnen und dieses Netz zu bestärken und zu erweitern.

■ Wachsen

Was nicht wächst, stirbt. Diese biologische Tatsache gilt wohl auch für eine lebendige Organisation wie die Caritas-Konferenzen. Ein Verband mit langer Tradition wie die CKD besteht heute nur, weil er sich ständig erneuert hat, alte Rinde abgeworfen und neue Zweige hat sprießen lassen. Die Stärke der CKD liegt in der Lebenserfahrung und Motivation ihrer Mitglieder. Ehrenamtliche sind ganz in die alltäglichen Lebensvollzüge ihres Wohnviertels, ihrer Zielgruppe, ihrer Mitmenschen integriert. Dadurch, dass sie selbst an Gesellschaft und Kirche teilhaben, ermöglichen sie auch anderen Teilhabe. Mit einem Blick für die Sorgen und Nöte der Menschen und die Nähe zu Armen und Notleidenden sind sie ein progressiver – fortschrittlicher – Teil von Kirche. Damit werden sie ihrer Rolle gerecht, die das Zweite Vatikanische Konzil ihnen als Laien zuschreibt.

Auch wenn die Mitgliederzahlen der CKD-Gruppen derzeit relativ konstant bleiben, regt sich an vielen Orten die berechtigte Sorge um die Zukunft des Verbandes. Der größte Anteil der Ehrenamtlichen steht mittlerweile im Rentenalter, es handelt sich dabei um lebenserfahrene Menschen, die sich mit Elan und Energie teilweise bis ins hohe Lebensalter in die caritativen Aufgaben einbringen. Die Weitergabe von Leitungsaufgaben an Jüngere wird allerdings zum Dauerthema der CKD. Die Zusammenlegung von Pfarreien wird für ältere Engagierte oft zum Anlass

genommen, sich aus dem aktiven Ehrenamt zurückzuziehen. In Zukunft wird man daher verstärkt Ideen entwickeln müssen, wie weitere Personen zu einem ehrenamtlichen Engagement motiviert werden können. In vielen Kirchenbänken klappt eine Lücke zwischen motivierten und engagierten Jugendlichen und rüstigen Pensionären. Dies ist womöglich ein Zeichen dafür, dass junge Menschen, die in kirchlicher Jugendarbeit Mitgestaltung von Kirche und Teilhabe am Leben der Gemeinde erfahren haben, diese im Erwachsenenalter nicht mehr finden. Gemeindliche Caritas als Grunddimension von Pastoral würde gerade dieser Altersgruppe Möglichkeiten zu Engagement und Mitbestimmung eröffnen. In den CKD kann der Blick auf Zielgruppen wie Familien, Alleinerziehende, Menschen mit Behinderung auch neue Ehrenamtsfelder mit jüngeren Engagierten im Stadtteil hervorbringen. Auch dies gehört zur Aufgabe, zukunftsfähig zu bleiben.

Das Netzwerk von Ehrenamtlichen macht sich auf den Weg in die Zukunft

Pastorale Räume werden innerhalb des Verbandes der Caritas-Konferenzen als das Netzwerk von Ehrenamtlichen in der nächsten Zeit verstärkt in den Blick genommen. Mit einem Bundesprojekt sollen die drei beschriebenen Herausforderungen bearbeitet werden. In Zusammenarbeit mit den Diözesanverbänden der CKD werden Qualifizierungsmaßnahmen für ehrenamtliche Leitungen entwickelt, die dazu befähigen, sich in den neuen pastoralen Strukturen zurechtzufinden und aktiv einzubringen. Ehrenamtliche sollen ermutigt werden, konfliktfähig und mit klarem Profil für Menschen am Rande einzustehen – auch dort, wo Wirkungsräume sich vergrößern.

In neuen pastoralen Räumen wird die Sorge um den Mitmenschen – sowohl in klassischen Feldern, wie auch über neue Initiativen – im Zentrum der Arbeit der CKD stehen. Das Bundesprojekt will an dieser Stelle zum Austausch, zur Vernetzung und zur Qualifizierung von engagier-

ten Ehrenamtlichen beitragen. Die Chance, dies nicht nur für sich alleine zu tun, sondern die Arbeit zu teilen und die Früchte der Arbeit zusammen zu legen, motiviert dazu, sich in das Netzwerk einzubringen.

„Gemeinde vor Ort bleibt die Wirkungsstätte des CKD-Engagements“

Schließlich dient das Bundesprojekt dem Anstoß zukunftsfähiger Konzepte. Die Entwicklung eines Kurskonzeptes für ehrenamtliche geistliche Begleitungen beispielsweise befähigt Ehrenamtliche, selbst für eine situationsoffene Spiritualität und das Selbstverständnis ihrer Ortsgruppe Verantwortung zu übernehmen – abgestimmt mit dem „Charisma“ der christlichen Nächstenliebe, wie es die Caritas lebt. Gleichzeitig wird das Bundesprojekt in den Ausbau von Strukturen investieren und über Beratung und Bildungsangebote eine Plattform geben, wie caritative Arbeit in der Gemeinde auch in größer werdenden pastoralen Räumen gestaltet werden kann. Ergebnisse der Entwicklungen und Materialien zu den Konzepten sind auf der Homepage www.ckd-netzwerk.de zur Verfügung gestellt.

Die strukturellen Veränderungen in den pastoralen Räumen fordern von den CKD eine Besinnung auf ihre „eigentlichen“ Aufgaben, auf ihr Profil und ihre Stärken. Sie muss und wird zum „Kerngeschäft“ zurückkehren – der Sorge um Menschen am Rande. Schließlich geht es darum, zu wachsen, Früchte zu ernten und neue Samen zu säen.

4. Kooperation Freiwilligen-Zentrum und Pfarrei – Wie wächst Engagement in pastoralen Räumen?

Gabriele Glandorf-Strotmann,
Rudolf Devic

EHRENAMTLICHES und freiwilliges Engagement gehören zum Selbstverständnis von Kirche. Dies ist im Konzilsdekret *Lumen Gentium* Art. 33 des Zweiten Vatikanischen Konzils verankert. Glaubende Menschen wissen sich begabt mit dem Geist Gottes und sind zum Zeugnis aufgerufen mit Stimme und Tat in der jeweiligen eigenen Lebenssituation. Sie nehmen teil am allgemeinen Priestertum und sind berufen, Gottes Heilswillen im Heute deutlich zu machen. In den theologischen Bildern vom Volk Gottes und des Leibes Christi wird dies besonders anschaulich.

Beide Bilder sprechen vom Zusammenwirken und vom Aufeinanderverwiesensein – letztlich „... damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10). Das grundlegende Aufeinanderverwiesensein durch verschiedene Gnadengaben achtet alle in der Kirche als gleichwertig und gleich wichtig für die Gemeinschaft. In diesem Verständnis bedeuten ehrenamtliches und freiwilliges Engagement das Tätigsein im Volk Gottes und das konkrete Handeln in gewollter Vielfältigkeit und Pluralität. Dies respektiert die Verschiedenheit der Menschen mit ihren Charismen, Talenten und Fähigkeiten ebenso wie die unterschiedlichen Traditionen, Profile und Ausprägungen von Orten kirchlichen Lebens in den pastoralen Räumen.

Den Blickwinkel verändern: Orientierung an den vorhandenen Gaben, den „Ressourcen“ und den „Charismen“ statt an den Defiziten

Zur Realität von Pfarreien und Gemeinden und weiteren Orten kirchlichen Lebens gehört es schon länger, dass wenig über die Förderung ehrenamtlichen Engagements nachgedacht wurde und wird. Es fanden und finden vielfältige Aktivitäten statt und trotzdem gibt es die Erfahrung des Mangels und der Klage, es wüchsen keine Ehrenamtlichen mehr nach. Chöre, Besuchsdienste oder Pfarrcaritas tun sich schwer Nachwuchs zu finden; so einfach ist niemand mehr anzusprechen. Selbst das lange und andauernde, häufig weibliche Ehrenamt scheint ebenfalls nach und nach auszusterben; dies mag auch ein Tribut an die demografische Entwicklung und die veränderten Lebensentwürfe der Frauen sein. Zu sehr wurde und wird primär die Versorgung einzelner Bereiche bedacht, anstatt den Perspektivenwechsel in Richtung Ressourcen(neu)orientierung und individueller und organisatorischer Kompetenz zu beachten; wobei mit Kompetenz die Zuständigkeit und Befähigung im doppelten Wortsinn gemeint ist.

Auf der Ebene des pastoralen Raumes kommt ein weiterer Blickwinkel hinzu: Neben den Ressourcen und Charismen der einzelnen Personen sind die Möglichkeiten und Fähigkeiten der einzelnen Orte kirchlichen Lebens in einem Zusammenspiel, einem Netzwerk zu erkennen und zu fördern. Die Frage lautet nicht nur: Wie können die einzelnen Akteure miteinander gedacht, sondern wie können die „Gaben“ der Kitas, Schulen, Altenheime etc. in den pastoralen Raum eingebracht werden, um gemeinsam Kirche lebendig werden zu lassen?

In der Realität sind die Bilder beziehungsweise Vorurteile zu hinterfragen, mit denen wir einander als ehrenamtliche Mitarbeiter(innen), als hauptberufliche Mitarbeiter(innen), Priester und Diakone begegnen. Sind Ehrenamtliche Lückenbüßer und Ersatz für nicht mehr vorhandenes hauptberufliches Personal? Sind aus-

schließlich diejenigen die „richtigen“ Ehrenamtlichen, die sich kontinuierlich einbringen und stets zur Verfügung stehen? Bestehen tatsächlich Konkurrenzen zwischen Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen, wenn die theologische Einordnung ernst genommen wird und zwar von beiden Seiten? Die herausfordernden vielfältigen Umbruchsituationen lassen ehrenamtliches Engagement auch als Lösungsmöglichkeit neu in den Focus gelangen. Dabei sind jedoch differenzierte Betrachtungsweisen notwendig.

In diversen Erhebungen wurden die Verschiebungen im Selbstverständnis von Ehrenamtlichkeit und freiwilligem Engagement aufgezeigt; hier sei auf eine Untersuchung³⁴ verwiesen, die in der Diözese Bamberg erstellt wurde:

Das Verständnis von Ehrenamtlichkeit wandelt sich von einstmalen stärkeren Motiven

- von Verpflichtung hin zur selbst gewählten, sinnvollen Aufgabe;
- vom Hilfsdiener zum gleichwertigen, freiwilligen Mitarbeiter;
- vom Dienst an anderen zum „eigennütigen“ Engagement;
- vom einsamen Samariterdienst zum sozialen Erlebnis;
- von der einfachen zur anspruchsvollen, qualifizierten Tätigkeit;
- vom ausführenden Hilfsorgan zum gestaltenden Ehrenamt;
- von der Verbandsaufgabe zur biographischen Passung;
- von der Dauerverpflichtung zum zeitbegrenzten Projekt.³⁵

Der Verständniswandel ist jedoch wie ein Kontinuum zu interpretieren: Das Engagement ist sowohl Dienst am anderen als auch Engagement mit persönlichem Gewinn. Es verschieben sich damit aber

zum Teil ganz wesentlich die Gewichtungen im Selbstverständnis.

**„Kirchliches Personalitätsprinzip“:
Wertschätzung, Anerkennung und
Selbstentfaltung für Ehrenamtliche – neben
christlichem Altruismus**

Wenn Verpflichtung nicht mehr das vorrangige und selbstverständliche Motiv ist, wie gestaltet man dann innerhalb der Gemeinde sinnvolle Aufgaben? Wie drückt sich die Achtung und Wertschätzung für den/die gleichwertige(n) freiwillige(n) Mitarbeitende(n) aus? Wie gestaltet sich eine Anerkennungskultur insgesamt in der Pfarrei? Wie wird darauf geachtet, dass der Dienst am Anderen immer auch eigennützige Motive enthalten darf – „Ich möchte für den Anderen und für mich etwas tun“ gemäß dem Gebot: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst? Wie werden die Zusammenhänge gestaltet, damit niemand einsam seinen oder ihren Dienst tut, sondern dies gemeinsam zu einem sozialen Erleben werden kann? Wie berücksichtigt man innerhalb der Gemeinde die Führungsqualitäten und -erfahrungen von engagierten Christen?

Ferner: Wie werden die Erwartungen an Mitgestaltung und Mitbestimmung konzeptionell geplant, organisiert und umgesetzt? Wo wird aufmerksam gesehen, ob die freiwillige Tätigkeit in die momentane biografische Lebensphase hineinpasst? Wie wird mit den zeitlichen Möglichkeiten der Einzelnen umgegangen und die Kurzfristigkeit berücksichtigt? Und wie wird freiwilliges Engagement als Gestaltungsprinzip der persönlichen Nachfolge Christi angeboten und nicht ausschließlich als zu erledigende Aufgabe eingefordert?

Mit diesen Fragestellungen sind alle im pastoralen Raum Tätigen befasst. Das Wichtige ist die geistliche Grundlegung dieses Fragens. Die Ausrichtung der Wertschätzung füreinander und der Blick für die gemeinsame Entwicklung im pastoralen Raum liegen im Auftrag Jesu „Liebt einander; wie ich euch geliebt habe, so sollt ihr einander lieben“ (Joh 13,34).

**Basisaufgabe von Freiwilligen-Zentren
in Kooperation mit Pfarreien und
Gemeinden: Talente, „Charismen“ entdecken
helfen, weiterentwickeln und ihre
systematische Organisation im
Pastoralraum unterstützen**

Die personenbezogenen Charismen zu entdecken, die Fähigkeiten des einzelnen Gläubigen durch Gelegenheiten weiterzuentwickeln und in die Gemeinschaft einzuordnen sowie Möglichkeiten der Zusammenarbeit zu gestalten sind wesentliche Aufgaben der Engagementförderung in der Kooperation von Freiwilligen-Zentren und Pfarreien.

Die Zielgruppen von Fortbildungen, Seminaren und Workshops sind zum Beispiel in Hamburg Priester und Diakone, angehende Priester, Pastoralreferenten und -referentinnen, Gemeindeferenten und -referentinnen sowie ehrenamtlich Verantwortliche in den einzelnen Pfarreien. Ausgebildet wird für das Arbeitsfeld Ehrenamts- beziehungsweise Freiwilligenkoordination in einer Pfarrei. Das Freiwilligen-Zentrum Hamburg ist mit seinen Erfahrungen beispielhaft eingebunden in die Umsetzung des diözesanen Pastoralgesprächs „Salz im Norden“, das in einem breit angelegten dialogischen Prozess Leitsätze für die Kirche in Nord-Deutschland formuliert und Schritte zur Umsetzung festgelegt hat, die seit 2007 realisiert werden. Ein Schwerpunkt besteht dabei in der Förderung des ehrenamtlichen Engagements in den Pfarreien vor Ort.

**Weitere Dienstleistungen von
Freiwilligen-Zentren für freiwillige soziale
Dienste, Aktionen, Projekte und niedrig-
schwellige Einrichtungen von Pfarr-
gemeinden und gemeindlich-lokalen
Initiativen**

Freiwilligen-Zentren (FWZ) sind unterstützende Akteure neuer Ansätze sozialer und gemeindlicher Ehrenamtlichen-Arbeit. Eine Erhebung der Geschäftsstelle des Verbundes Freiwilligen-Zentren im Deutschen Caritasverband förderte vielfältige Dienstleistungen von Freiwilligen-Zentren für und in Pfarrgemeinden zusa-

ge. Einige Beispiele zeigen die Vielfalt dieser Dienstleistungen:

Förderung von Seniorenengagement mit Fortbildungsangeboten für Seniorenbesuchsdienste sowie Sozialpaten-Sprechstunden in Augsburg; Engagementfelder kennen lernen per Schnitzeljagd auf dem Ehrenamtstag der gemeindlichen Kinderfreizeit in Brandenburg/Havel; Unterstützung beim Aufbau einer gemeindlichen Hausaufgabenbetreuung zweier Grundschulen in Geilenkirchen; Aufbau sozialer Dienste aus dem gemeindlichen FWZ Kleinstheim heraus, unter anderem Vermittlung und Begleitung Freiwilliger für die St. Vinzenz von Paul – Soziale Dienste GmbH; die sozialräumlich orientierte, niedrighschwellige Einrichtung „Kölsch Hätz“ der Gemeindecaritas in der Stadt Köln organisiert das Wohnen von Senioren zu Hause: das FWZ „Mensch zu Mensch“ gewinnt und begleitet die Freiwilligen und Ehrenamtlichen dabei; das FWZ Mönchengladbach wirbt als Akteur einer Stadtteil- und Gemeindefreizeitinitiative Freiwillige ein, die als Alltagsbegleiter ebenfalls das Wohnen alter Menschen zu Hause in großem Stil ermöglichen; ferner begleitet es die Freiwilligen und organisiert Schulungen zu diversen Situationen; im Firmprojekt des FWZ München-Ost erkunden Jugendliche verschiedenste Lebensbereiche und -situationen und organisieren das Zeitzeugengespräch mit einem alten Bewohner des Stadtteils mit; die Freiwilligen-Zentrale Viersen, getragen von Diakonie, SkF, SKM und den katholischen Kirchengemeinden in Viersen, vermittelt Freiwillige an vier evangelische und fünf katholische Kirchengemeinden; in Oberammergau wirbt und betreut das FWZ Ehrenamtliche, die den Betrieb der ökumenischen Tafel sicherstellen.

**Organisationsberatung zu Freiwilligen-
tätigkeit und Ehrenamt für Pfarrgemein-
den und pastorale Räume**

Organisationen oder Kirchengemeinden nutzen die Organisationsberatung eines Freiwilligen-Zentrums in allen Fragen der Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen und

Freiwilligen, der Rahmenbedingungen und der Struktur von Projekten. Dazu einige Beispiele:

■ Pfarreien wollen in ihrem lokalen Umfeld ein Freiwilligen-Zentrum aufbauen oder beginnen mit einer Engagementbörse in der Pfarrei. Hier werden die verschiedenen Angebote in der Pfarrei veröffentlicht, es wird beschrieben, was zu tun ist, was man dafür können muss, wer Ansprechpartner ist für weitere Nachfragen. Die Umsetzungsideen reichen von einer Engagementbörse auf der Homepage der Pfarrei über eine Litfaßsäule im Gemeindehaus bis zum Aktionstag, an dem die verschiedenen Möglichkeiten des Mittuns in der Pfarrei vorgestellt werden.

■ „Wie kommen wir an die Talente der Menschen heran“: eine Gruppe von Ehrenamtlichen eines Pfarrgemeinderates in Hamburg stellte sich diese Frage. Ein Fragebogen, der die Talente und Engagementwünsche von Kirchenbesuchern abfragte, wurde entwickelt und ebenso ein Plan für den Ablauf der Veröffentlichung und der Verarbeitung der gesammelten Antworten.

■ Ebenfalls für Pfarrgemeinderäte ist in Hamburg ein Analyseinstrument erarbeitet worden, das über das Internet (www.ehrenamt-erzbistum-hamburg.de) abgerufen werden kann, um sich selbst in der Kirchengemeinde über die verschiedenen freiwilligen Tätigkeiten klarzuwerden und eine realistische Einschätzung der Ist-Situation herzustellen.

Pastorale Räume vor großen Herausforderungen der Freiwilligentätigkeit – Freiwilligen-Zentren als unterstützende Agenturen des Wandels

Pastorale Räume oder fusionierte Großpfarreien stehen vor der immensen Herausforderung, in großen räumlichen Ausdehnungen und an verschiedensten Kirchenstandorten gemeindliches und zugleich soziales Leben vor Ort zu gestalten. Gemeinsam mit den Verantwortlichen vor Ort können von Freiwilligen-Zentren Modelle der Ehrenamtlichen- und Freiwilligen-Koordination durchdacht und umge-

setzt werden, wie es insbesondere schon in Hamburg praktiziert wird und sich dies an vielen weiteren Orten entwickelt oder abzeichnet. Das ursprünglich stärker für die Förderung freiwilligen Engagements in kommunalen und regionalen Umfeldern der Caritas geschaffene Instrument von Caritas-Freiwilligen-Zentren entwickelt sich immer mehr auch zu einem Instrument der Unterstützung gemeindlichen Wandels. Dabei geht es um angemessene Umgangskultur mit Ehrenamtlichen, den Einsatz und die Begleitung von Ehrenamtlichen sowie die Schaffung angemessener Strukturen für Ehrenamtlichen- und Freiwilligenarbeit in pastoralen Räumen.

Freiwilligen-Koordination und pastorale Räume: Aufgaben und Strukturen

In den vorangegangenen Abschnitten wurde deutlich, in welcher großer Bandbreite und Vielfalt ehrenamtliches und freiwilliges Engagement in Pfarreien, Gemeinden und pastoralen Räumen vorkommt. Wenn Kirche vor Ort sich künftig vornehmlich über ihre zugehörigen Mitglieder – und damit ihre Freiwilligen und Ehrenamtlichen mitteilen will beziehungsweise zwangsläufig mitteilen muss, wird sie in Gaben, Talente und Möglichkeiten ihrer ehrenamtlichen und freiwillig tätigen Glieder gezielt und geplant investieren müssen. Dafür ist ein Lernen von Kompetenzen für Ehrenamtlichen- und Freiwilligen-Koordination notwendig.

Die Aufgaben einer Ehrenamtlichen-Koordination sind: Ehrenamtliche anzusprechen und zu gewinnen und Ehrenamtliche und Aufgaben in den diversen Bereichen der Gemeinden aufeinander abzustimmen. Weiter sind wichtig: Tätigkeitsprofile erstellen, die situationslogische Einführung, Praxisbegleitung und eventuelle Fortbildung, eine Anerkennungskultur fördern und der angemessene Abschied, wenn das projekthaft befristete oder auch längerfristige Engagement endet. Und schließlich: Wenn Know-how aus guter und bewährter Praxis erhalten bleiben sollen, ist auch die Dokumentation wichtiger Fakten und Verläufe unentbehrlich.

In einer Arbeitsgruppe „Kooperation Freiwilligen-Zentren – Pfarrgemeinden“ des Verbundes Freiwilligen-Zentren wurde als eine mögliche Form der Freiwilligen-Koordination in pastoralen Räumen eine Stelle „Ehrenamts-Koordination im Pastoralraum beziehungsweise der Pfarrei“ vorgeschlagen. Ebenso ist ein Team von Ehrenamtlichen denkbar, das in einer Gemeinde beziehungsweise in den Gemeinden im pastoralen Raum sich der Aufgaben der Ehrenamtlichen-Koordination annimmt.

Bedingungen hierfür sind ein vorhandenes Pastoralkonzept, das die Notwendigkeiten in den Grundfunktionen der Gemeinde (Feiern des Glaubens, Verkündigung, Diakonie und Gemeinschaftsstiftung) konkret benennt. Die Aufgabe „Ehrenamts-Koordination“ kann auch von einem Pfarrgemeinderatsausschuss wahrgenommen werden oder hauptamtliche Aufgabe pastoraler Dienste sein.

Dafür braucht es Kenntnisse in der Initiierung von Projekten, in Kommunikation und Netzwerken und eine wertschätzende Wahrnehmung der lokalen Bedingungen. Um eine solche Aufgabe zu installieren, sind Know-how und Netzwerkbezüge von Dekanatsreferenten Ehrenamt beziehungsweise Fachdiensten Gemeindecaritas in Kreis- beziehungsweise Diözesan-Caritasverbänden nützlich.

Die Arbeitsweise eines Freiwilligen-Zentrums kann ebenso ein Modell für Engagement fördernde Strukturen in pastoralen Räumen beziehungsweise Pfarreien sein, konkret von Ehrenamt-Koordinationsstellen. Die seit über zehn Jahren bewährte Form der Engagementförderung lässt sich mit Aufgaben und Struktur leicht auf einen pastoralen Raum übertragen.

Ansonsten können die Angebote von Freiwilligen-Zentren in pastoralen Räumen und Gemeinden zur Schärfung des kirchlichen Profils genutzt werden. Sehr wahrscheinlich werden eine solche Kooperation von Freiwilligen-Zentren und Pfarrgemeinden und solche Dienstleistungen von Ehrenamts-Koordinatoren künftig mitentscheidend sein für die Entwicklungsfähigkeit pastoraler Räume.

5. Beauftragte für Diakonie in pastoralen Räumen – Elemente aus Sicht der verbandlichen Caritas

Peter Oberleitner, Klaus Korbmann,
Rudolf Devic

IM PASTORALEN VERSTÄNDNIS ist es eindeutig: Beauftragte zum diakonischen Handeln sind nicht nur besonders dazu ernannte, gewählte oder berufene Menschen in den Gemeinden. Diakonie ist persönliches und gemeinschaftliches Tun, das nicht delegierbar ist auf bestimmte Personen. Der Dienst am Nächsten ist wesentlich für den Glauben jedes einzelnen Christen und jeder christlichen Gemeinde.

Mit Ansprechpartnern/Beauftragten ist eine besondere Rolle gemeint im Zusammenhang mit dem diakonischen Handeln in den Gemeinden. Ziel ist dabei, den Prioritäten in der Pastoral Rechnung zu tragen und den Charismen der Hilfe und Bestärkung, der Solidarität und Zuwendung strukturierte Aufmerksamkeit einzuräumen, das heißt dafür zu sorgen, dass Diakonie als eine vorrangige Aufgabe von Gemeinde wahrgenommen und gestaltet wird.

Diese Rolle beinhaltet verschiedene Gesichtspunkte:

■ Diakonie gehört zur Gemeinde

Mit einer Beauftragung von Personen wird ausgesagt, Diakonie ist fester Bestandteil der christlichen Gemeinde. Nicht primär der Einzelne ist mit seiner Ernennung beauftragt, caritativ-diakonisches Handeln nun konkret zu realisieren. Vielmehr steht die Person für den Auftrag an die gesamte Gemeinde.

■ Diakonie geschieht vor Ort

Größer werdende, territorial verstandene, pastorale Räume können die Zusammenarbeit über Pfarreigrenzen hinweg fördern beziehungsweise neu anstoßen. Damit ist nicht gesagt, dass sich der soziale Nahraum, das Lebensumfeld der Menschen verändert. Geänderte Strukturen bedeu-

ten nicht Veränderung des Lebensraums. Ansprechpartner, Personen, die für das diakonische Handeln stehen, werden also nicht Anliegen und Nöte, das Leben im gesamten pastoralen Raum im Blick haben, sondern die Situation im Dorf A, im Stadtteil B oder im Wohngebiet C. Diakonie im pastoralen Raum ist angelegt auf größtmögliche Nähe und Erreichbarkeit. Caritas-Beauftragte für einen pastoralen Raum werden deshalb vernetzt sein mit den Bewohner(inne)n aus den verschiedenen Ortschaften beziehungsweise Stadtteilen.

■ Diakonie ist Pastoral

Mit der Beauftragung für Hauptamtliche in der Pastoral beziehungsweise ehrenamtliche Mitarbeiter(innen) wird auch sichtbar: Diakonie ist Teil der Pastoral und nicht allein damit zu regeln, dass organisierte Caritas und soziale Einrichtungen (Sozialstationen, Kindergärten, usw.) in den Kirchengemeinden präsent sind.

■ Beauftragte/Ansprechpartner sind

„Kümmerer“ der Diakonie
Sie werden nicht selbst als Helfer(innen) tätig sein, sondern die Rolle der Beauftragten wird vor allem dadurch geprägt sein, Diakonie in ihrer konkreten Ausgestaltung im pastoralen Raum zu begleiten und zu stärken.

■ Diakonie baut auf Begegnung, Beziehung, Gemeinschaft und Solidarität

Für Beauftragte bedeutet dies, die Rolle des Förderns von Kontakten im pastoralen Raum sowie die Ansätze eines Sehens und einer Aufmerksamkeit für hilfreiche Begegnungsmöglichkeiten zu unterstützen. Es wird auch um die Frage gehen, wie es gelingen kann, gemeinsame „Seh- und

Wahrnehmungsvorgänge“ zu entwickeln, das heißt Bewohner(innen) und Initiativen, Caritasgruppen der Gemeinden, soziale Einrichtungen am Ort, Kindergarten und Schule, Seniorenclub und Wohnheim derart an einem gemeinsamen Ort zu versammeln, dass das Leben der Menschen mit ihrer „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ wahrgenommen werden kann.

Beauftragte/Ansprechpartner können dabei Initiatoren, Mitwirkende, Mitgestalter sein ohne selbst Hauptgestalter sein zu müssen. Diakonie als Gemeinschaftswerk gelingt schließlich dort am besten, wo Vertreter aus Lebensraum, Gemeinde, Pastoral und Caritas das Netz gemeinsam knüpfen.³⁶ Das Ziel, der Vereinzelung der Menschen in einem Wohnviertel entgegenzuwirken, bildet sich damit im Weg der Diakonie selbst ab.

■ Diakonie hat gemeindefördernde Kraft

Wenn es Beauftragten/Ansprechpartnern gelingt, dazu beizutragen, dass Lebenssituationen der Menschen in den Vollzügen der Gemeinden, im Gottesdienst, in Verkündigung, im Leben der Gemeinden konstitutiver Bestandteil werden, kommt auch die Gemeinde bildende Kraft des diakonischen Handelns zum Tragen. Für Diakoniebeauftragte der Pastoral wird es auch darum gehen, diakonisch-spirituelle Akzente einzubringen.

■ Diakonie öffnet

Dort, wo es gelingt, dass sich kirchliche Initiativen mit anderen Gruppierungen, Organisationen und Einrichtungen, Schulen und politischen Gremien einsetzen für Anliegen von Menschen wird auch deutlich, dass Pastoral offen ist für die Anliegen der Bewohner(innen) und sie sich so

„mit den Sorgen und Nöten der Welt“ verbindet.

Beispiele aus Bistümern

Caritas und Pastoral auf Augenhöhe (Bistümer Mainz und Trier)

In den Ergebnissen des Forschungsprojektes „Diakonie im Lebensraum der Menschen“ beschreibt U. Schmälzle die Bedeutung und Rollen der pastoralen Mitarbeiter(innen) und der Caritasmitarbeiter(innen) im Hinblick auf diakonische Gemeindeentwicklung:

„Während Sozialarbeiter(innen) ... ihre Kompetenzen in die Leitung, Organisation, das Management und die Sozialraumanalyse einbrachten, waren die Mitarbeiter(innen) der Pastoral – in der Mehrzahl Pastoral- und Gemeindefereferent(innen) – mit der Beziehungsarbeit zwischen den Menschen im Projekt und den Gemeinden und der Gewinnung von Ehrenamtlichen beschäftigt.“³⁷

In den Bistümern Mainz und Trier sind Caritasverbände und Seelsorge dabei, im Rahmen einer mehrmoduligen, gemeinsamen Fortbildung „Caritas und Seelsorge im Sozialraum“ exakt diese Stärken beider Beruf(ung)squalitäten besonders herauszuarbeiten.

Die parallele Beauftragung eines sogenannten Tandems bietet die Chance, das Zusammenwirken beider Bereiche und Systeme aufeinander abzustimmen. Berater(innen) der Caritas und pastorale Mitarbeiter(innen) arbeiten an einem gemeinsamen diakonischen Projekt, erfahren voneinander, vereinbaren gemeinsame Ziele, ergänzen sich in den Projekten und Aktionen im Lebensraum.

Und: Durch die Zusammenarbeit mit Caritas werden für die Pastoral auch neue Zugänge ins Leben der Menschen eröffnet, zum Beispiel wenn aufgrund kirchlicher Initiativen Bewohner(innen) über die Pfarrgrenzen hinaus in Bürgerversammlungen zusammenkommen, um nach Lösungen von Problemen im Wohngebiet zu ringen. Und es zeigt sich, dass mit einem „Kreuzweg“ gegen Isolierung und Einsamkeit, mit dem Dankgebet für einen Schritt

verbesserter Wohnqualität im Brennpunkt, mit Gottesdiensten, welche die Anliegen der Stadtteilbewohner(innen) aufgreifen, Kirche in Partnerschaft mit Anderen zu einem diakonisch-spirituellen Akteur wird im Wohngebiet und der politischen Gemeinde.

Wenn sich „Caritas-“ und „Pastoral-Know-how“ so fruchtbar ergänzen, werden ein Unterstützungsnetzwerk für Senioren, das Treffen gegen Einsamkeit, das Asylcafé oder das Sozialbüro zu heilsamen Zeichen von Kirche.

Hauptamtliche Caritasbeauftragte für den Seelsorgebereich (Erzbistum Köln)

In dem Schreiben der deutschen Bischöfe von 2007 „Mehr als Strukturen“ ist die Rede von einem Pastoralteam, das für eine ‚Pfarreiengemeinschaft‘, einen Pfarrverband zuständig sein wird. „Im Pastoralteam werden die Aufgaben verteilt und die Zusammenarbeit geregelt.“ (DBK, Arbeitshilfe 216)

Damit bietet sich die Möglichkeit, in der Seelsorge auch Akzente in der Diakonie zu setzen, wie es beispielsweise im Erzbistum Köln geschehen ist. In einem Pastoralteam ist jeweils auch ein Priester oder ein(e) pastorale(r) Mitarbeiter(in) beauftragt, die diakonisch ausgerichteten Bereiche der Pastoral in den Blick zu nehmen, Ansprechpartner(in) für Dienste und Einrichtungen der Caritas zu sein, insbesondere für den Fachdienst Gemeindec Caritas. Darüber hinaus soll der/die Caritasbeauftragte im Pastoralteam vor allem die ehrenamtliche caritative Arbeit in einer koordinierenden Rolle unterstützen und die geistliche Begleitung der ehrenamtlich Tätigen der Caritas im jeweiligen Seelsorgebereich wahrnehmen.

In der auf die Unterstützung ehrenamtlichen Engagements zugeschnittenen Aufgabenstellung wird deutlich, wie sich auch die Rolle der Pastoral im Bezug auf Caritas durch die Bildung von größeren pastoralen Räumen verändert. Ehrenamtliche Gruppen und Initiativen werden vor Ort noch mehr gefordert sein, den eigenen sozialen Nahraum wahrzunehmen. Dazu

bietet das Kölner Pastoralteam den Bereich „Caritatives Handeln“ praktische Hinweise.³⁸ Caritasbeauftragten der Pastoral in Verbindung mit Fachdiensten wie Gemeindec Caritas kommt die Rolle zu, diesen diakonischen Entwicklungsprozess in Gemeinden zu stärken. Caritasbeauftragte der Pastoral geben damit auch dem diakonischen Amt neues Gewicht.

Auch im „Kölner Weg“ zur Diakonie in den Seelsorgebereichen ist erkennbar, dass Pastoral und Caritas viel voneinander profitieren können: Mit dem Fachdienst Gemeindec Caritas wird ein diakonischer Ansatz in den Gemeinden etabliert, der es den Menschen vor Ort erleichtert, soziale Hilfen und ehrenamtliches Engagement zu entwickeln sowie diese eigenständig zu gestalten. Als konkreter Weg wird in der Handreichung zum caritativen Handeln vorgeschlagen, in den Gemeinden „Runde Tische“ zu bilden, die als Versammlung dazu dienen können, soziale Themen mit der Kraft der Bewohner(innen) anzugehen, statt Beauftragte mit Lösungserwartungen zu überfordern.

Mit den Caritasbeauftragten der Pastoral ist eine klare Entscheidung getroffen, diakonische Gemeindeentwicklung zu fördern. Eine „gemeinsame Wellenlänge“ ist somit angestimmt und eine Basis für Kooperation geschaffen.

Diese Entscheidung, dass erst recht in den Seelsorgebereichen und Pfarreiengemeinschaften nicht allein eine Aufteilung personeller Kräfte, sondern eine nach den Erfordernissen und Möglichkeiten des Lebensraumes gut akzentuierte personelle Ausstattung und Beauftragung umgesetzt wird, ermöglicht die Gestaltungsräume, die für die Diakonie in den Gemeinden wesentlich sind.

Caritas ein Gesicht geben – Ehrenamtliche als Caritasbeauftragte (Bistum Würzburg)

„Kirche muss vor Ort bleiben.“³⁹ Mit diesem Postulat bringt M. Lechner die Zukunftsvision für pastorale Räume auf den Punkt. In Bezug auf Diakonie plädiert er dafür, eine „verlässliche Verantwortlich-

keit für Menschen in Not zu installieren (eine Art „menschliche Notrufsäule“). Mit diesem Vorschlag ist die Rolle von Engagierten in den Gemeinden, Orts- und Stadtteilen angesprochen, eine Erreichbarkeit und Sorge für Menschen in Not zu organisieren. Sehr viel für das Gelingen dieses Ansatzes trägt eine klare und konkrete Aufgabenstellung bei, die mitgetragen werden muss vom pastoralen und caritativen Hauptamt.

In der Diözese Würzburg wird seit einigen Jahren kontinuierlich das Ehrenamt der Caritasbeauftragten in den Gemeinden aufgebaut. In manchen Gemeinden sind dies Einzelpersonen, die als Mitglieder des Pfarrgemeinderats die soziale Situation vor Ort wahrnehmen und Initiativen anregen, um Not zu lindern. In anderen Gemeinden bilden sich Sachausschüsse „Caritas und Soziales“, die diesen Auftrag „Auge und Ohr“ der Pfarrgemeinde zu sein, gemeinsam angehen.

In der jeweiligen Gemeinde soll damit sichergestellt werden, dass trotz größer werdender pastoraler Räume örtliche Verantwortung für Diakonie gewahrt bleibt. Die hauptamtlichen Mitarbeiter(innen) des Fachdienstes Gemeindecaritas, der mittlerweile diözesanweit ausgebaut ist, stärken gleichsam den Rücken dieser Caritasbeauftragten. Die Ehrenamtlichen können somit auf die Unterstützung durch die Fachkräfte zurückgreifen, die als Spezialisten den Caritasbeauftragten beratend und begleitend zur Seite stehen.

Caritasbeauftragte sollen in Anlehnung an den Begriff von M. Lechner „menschliche Notrufsäulen“ sein, die das Kommunizieren sozialer Nöte, Anliegen und Probleme im Wohnviertel in Gang bringen. Um dies gewährleisten zu können, müssen sie bekannt sein vor Ort und sie müssen die vorhandenen Unterstützungssysteme überblicken. Als Ansprechpartner steht ihnen auch hier der Fachdienst Gemeindecaritas zur Verfügung.

In vielen Pfarreiengemeinschaften tragen die Caritasbeauftragten dazu bei, dass Nachbarschaftshilfen entstehen, die als gemeinsames Werk mehrerer Gemeinden

getragen werden, aber durch die Caritasbeauftragten nicht aus der diakonischen Verantwortung der einzelnen Ortsgemeinde verschwinden.

Caritasbeauftragte/Ansprechpartner für Diakonie in pastoralen Räumen sind nur ein Baustein lebensnaher Pastoral

Die genannten Beispiele verdeutlichen, dass es ein Gewinn für die Weiterentwicklung von Diakonie sein kann, wenn Personen mit einem konkreten Auftrag ausgestattet, Verantwortung übernehmen für die Anliegen der Menschen in deren Lebensraum und in den Gemeinden.

Allerdings könnten solche Ansätze auch die Erwartung wecken, als sei mit solchen Ernennungen und Beauftragungen bereits das Wesentliche geschehen, weil sich nun jemand der Probleme annehme. Wer so denkt, nimmt den Anspruch des Evangeliums nicht wahr, der sich an jeden Einzelnen richtet.

Und übersehen wir nicht: In der kirchlichen Sozialarbeit gibt es eigentlich Caritasbeauftragte in Hülle und Fülle: Beratungsdienste, Caritasgruppen, Sachausschüsse, Initiativen im Lebensraum, Seelsorger, Sozialarbeiter(innen), Diakone...

Caritasbeauftragte können keine Einzelkämpfer sein, sondern müssen in Verbindung stehen mit Pastoralteams, Caritasdiensten, Gemeindecaritas und nicht zuletzt zunehmend mit anderen kirchlichen und außerkirchlichen sozialen Organisationen. Um als Kirche den Menschen lebensfördernd nahe sein zu können, braucht es gerade in der Diakonie ein breites vertrauensvolles Zusammenwirken.



Ihre Ehrenamtlichen wollen kein Geld. Aber Anerkennung.

Sagen Sie Danke mit Sozialcourage.



Motivieren, weiterbilden,
Danke sagen mit Sozialcourage.
4 x pro Jahr.

Wie Ihre Ehrenamtlichen Ihr
persönliches Heft bekommen:
Tel. 0761/200-421

6. Caritative Einrichtungen in pastoralen Räumen

6.1 Alte Menschen – eine Chance für lebendige pastorale Räume

Hanno Heil

UNSERE GESELLSCHAFT wird älter, aber was bedeutet das? Müssen wir uns vor einem Generationenkrieg um das „Methusalem Komplott“ (Schirmmacher 2010) fürchten oder können wir den „Glücksfall Alter“ (Gross 2009) als eine Chance für einen positiven gesellschaftlichen Perspektivenwandel sehen?

Sicher ist, dass die alternde Gesellschaft eine historisch erstmalige Herausforderung ist. Auf verschiedensten Gebieten wie der Pflege und der Medizin, der Ökonomie und der Politik, der Architektur und des Städtebaus und nicht zuletzt auch der Psychologie und der Seelsorge sind neues Denken und neue Konzepte nötig.

Gemeindepastoral und Altenhilfe: unterschiedliche Entwicklungen und unterschiedliche Perspektiven

Diese Wende von einer jugendorientierten zu einer altersorientierten Gesellschaft trifft die Kirche und ihre Caritas selbst inmitten eines dynamischen Wandels. Die katholische Altenhilfe mit ihren zahlreichen Sozialstationen und Altenheimen und die pfarrlich strukturierte Gemeindekirche betrachten diese Wende aus verschiedenen Richtungen und bewegen sich dabei in unterschiedlichen Rhythmen. Während sich die Dienste und Einrichtungen der Altenhilfe einer steigenden Nachfrage erfreuen, sind die gemeindlichen Dienste und Gebäude immer weniger frequentiert. Während die gemeindlichen Umstrukturierungs- und Downsizingprozesse vielfach mit Trauerprozessen und Widerständen verknüpft sind, schauen die Mitarbeitenden der Altenhilfe auf zukunftssichere Arbeitsplätze und können aufgrund ihrer wachsenden gesellschaftlichen Bedeutung mit einem gesunden Selbstbewusstsein in die Zukunft blicken. Während in den meisten Bistümern darü-

ber nachgedacht wird, die örtlichen Pfarreien zugunsten größerer Strukturen von pastoralen Räumen aufzulösen, wird in der Altenhilfe immer stärker das Paradigma der nachbarschaftlichen, quartiersbezogenen Strukturen in den Vordergrund gerückt.

Ohnehin sind in systemischer Sicht Kirchengemeinden und Sozialeinrichtungen von unterschiedlichen Orientierungen geprägt. Gemeindliches Leben dreht sich stärker um die Frage, wie die vor Jahrtausenden geoffenbarten Worte Gottes in der Verkündigung für heutige Menschen verständlich gemacht werden können und wie das Unsichtbare des Göttlichen in der Liturgie dargestellt werden kann. Deshalb ist das pfarrliche Leben sichtbar geprägt von Gottesdiensten, Katechese, Sakramentspendung sowie Jugend- und Erwachsenenbildung. Sozialeinrichtungen beschäftigen sich mit der Frage, wie einem Hilfebedürftigen die entsprechende Hilfe vermittelt werden kann. Qualitätsmanagement, Personalentwicklung, Dienstplangestaltung, Pflegesatzverhandlungen und politisches Lobbying sind Hilfsmittel, um dieses zentrale Ziel zu erreichen. Diese unterschiedlichen Perspektiven und Arbeitsbereiche führen zu unterschiedlichen Sprach- und Betriebskulturen. Sie erzeugen tiefgreifende Unterschiede, die an der Oberfläche erkennbar werden, wenn man das Büro der Sozialstation oder das Pfarrbüro besucht, den Materialraum der Sozialstation oder die Sakristei der Kirche betritt.

Der 6. Altenbericht der Bundesregierung fügt diesen unterschiedlichen Perspektiven eine weitere hinzu: die verschiedenen Bilder des Alters. Der neueste Altenbericht konstatiert für die Kirchen – und hat dabei wohl vor allem das gemeindliche Leben im Blick –, dass sie ein ambi-

valentes Verhältnis zu älteren Menschen haben. Einerseits stellt er fest, erfahren die Kirchen eine große Loyalität von älteren Menschen; andererseits werde es aber nicht selten als ein Defizit angesehen, dass die Kirchen bei vielen Aktivitäten auf die älteren Menschen angewiesen sind. Die kirchliche „Altenarbeit“ sei häufig geprägt von überkommenen Vorstellungen, das heißt insbesondere von im Wesentlichen zu betreuenden oder zu versorgenden älteren Menschen. Theologisch sei das Alter immer noch vor allem durch seine Nähe zum Tod bestimmt. Dass es heute „mehr Zeit zu leben“ gebe, werde nicht ausreichend berücksichtigt. Kompetenzen, Leistungsfähigkeit und Mitverantwortung älterer Menschen seien noch zu wenig in den Blick genommen. Insbesondere im Hinblick auf das sogenannte dritte Lebensalter sehen die Berichtersteller Chancen, auch in den Kirchen neue Lebensformen zu erproben.

Die pflegerischen Dienste der Caritas werden sich eher in den Ausführungen des Berichtes über die Altersbilder der Pflege wiederfinden. Diese sei in unserer Gesellschaft durch ein verkürztes, handlungs- und verrichtungsbezogenes Verständnis von Pflegebedürftigkeit und Pflege geprägt. Der Feststellung, dass ein auf soziale Teilhabe gerichtetes Verständnis von Pflege nicht nur die medizinisch-pflegerische Seite des Pflegehandelns betonen sollte, sondern auch kommunikativ-soziale Unterstützung anbieten müsse, werden viele Pflegenden gerne zustimmen. Auch der Erkenntnis, dass die richtigen Antworten auf die zukünftigen Herausforderungen der Pflege im Wechselspiel und in der Kombination verschiedener professioneller Formen der Hilfe und Unterstützung mit familiären, nachbarschaftlichen und bürgerschaftlichen Sorgeformen liegen,

werden die Pflegeprofis der Caritas beipflichten. Die vom Bericht aufgezeigte zukunftsweisende Praxis, dass Pflegeheime zur Unterstützung der Bewohnerinnen und Bewohner die Kompetenzen und Ressourcen der Nachbarschaft im Quartier, der Angehörigen und von ehrenamtlich Engagierten einbinden, ist eine Herausforderung, der sich immer mehr Häuser der Caritas stellen.

Spannungen überwinden im Blick auf den Ursprung

Die Gegenüberstellung mag etwas überzeichnet sein, aber erst wenn wir uns solche Unterschiede und Spannungen bewusst machen, können wir ermessen, was es heißt, wenn in den entstehenden größeren Seelsorgeeinheiten auch die gemeindliche Pastoral und die caritativen Einrichtungen enger miteinander verbunden werden sollen. Trotz aller Beteuerungen, dass die Grundfunktionen der Kirche, Gemeinschaft, Feier des Gottesdienstes, Verkündigung der Botschaft und Dienst am Nächsten zusammengehören, ist es zur tatsächlichen Realisierung dieser Erwartung ein weiter und mitunter steiniger Weg.

Die Steine auf diesem Weg sind dieselben, an denen sich bereits Jesus gestoßen hat, wenn er mit seinen Zeitgenossen über die Fragen des rechten Verhältnisses von kultischen Regeln und Alltagsorgen, von Tempeldienst und Armendienst gestritten hat. Die Versuchung, eine religiöse Sonderwelt mit eigenen Regeln und Gesetzen gegenüber einer profanen Alltagswelt mit ihren Sorgen und Nöten abzugrenzen, steckt in allen Religionen. Jesus, der sich mit der familiären und persönlichen Anrede „Abba“ (Papa/Vater) an Gott wendet, der fragt, ob der Sabbat für den Menschen da sei oder der Mensch für den Sabbat, der in der freien Natur betet und im Tempel mit Geschäftemachern streitet, hat dazu eingeladen, sein Gegenüber im Alltag als Zeichen der Gegenwart Gottes zu entdecken. Er hat dazu ermuntert, den eigenen Leib als Tempel zu verstehen, die Reinheit der Gedanken vor die Reinheit kultischer

Gefäße und die Verpflichtung zur Ersten Hilfe vor die religiös-kultische Pflicht zu stellen.

Mit dieser systemsprengenden Botschaft war Jesus nicht nur für seine Zeitgenossen unbequem, seine Botschaft ist es bis heute. Kann man Religion nicht viel ästhetischer, ergreifender und harmonischer betreiben, wenn sich der „böse“ und „schmutzige“ Alltag nicht einmischet? Kann man sich nicht viel unbefangener und lockerer in den „Niederungen des Alltags“ bewegen, wenn einem nicht der „hohe“ Anspruch der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe auf den Fersen ist? Eine säuberlich vom Alltag getrennte, rituell feierliche, auf die innere Befindlichkeit bezogene Religiosität hat durchaus ihre Attraktivität, so wie eine von ethischen Skrupeln und Konsequenzen befreite Arbeitswelt und Freizeit. Das Konzil stellt dazu fest: „Diese Spaltung bei vielen zwischen dem Glauben, den man bekennt, und dem täglichen Leben gehört zu den schweren Verirrungen unserer Zeit ... Man darf keinen künstlichen Gegensatz zwischen beruflicher und gesellschaftlicher Tätigkeit auf der einen Seite und dem religiösen Leben auf der anderen Seite konstruieren.“ (Pastoralkonstitution, Art. 43)

Der entscheidende Schlüssel für die Frage, wie gemeindliches Leben und Caritas miteinander verknüpft werden können, liegt deshalb nicht in der Größe einer Pfarrei oder eines pastoralen Raumes. Vielmehr geht es darum, wie engagiert und phantasievoll Menschen dafür sorgen, dass die beiden kirchlichen Lebenswelten Gemeinde und Caritas, Religion und Soziale Arbeit einander durchdringen. Kurz, es entscheidet sich daran, ob Menschen in die Nachfolge Jesu treten und ihre Beziehung zu Gott nicht als reine Kultübung vom Leben abspalten, sondern in ihre konkrete Lebenswelt denkend und fühlend, arbeitend und feiernd integrieren. An dieser Grundhaltung wird sich entscheiden, wie künftig in den Räumen unserer Altenhilfeeinrichtungen der Glaube untereinander vermittelt und miteinander

gefeiert wird und wie in unseren Kirchen- und Gemeinderäumen ältere und alte Menschen eine Heimat finden. Kurz, die Integration von Diakonie, Liturgie, Verkündigung und Gemeindebildung ist unter dem Preis einer „Bekehrung“ zur Botschaft des Evangeliums mit all ihren Konsequenzen nicht zu haben.

Anregungen und Vorbilder

Das Wort „Bekehrung“ hat etwas von dem Schatz der kostbaren religiösen Begriffe. Es hat einen ehrfürchtigen schweren Klang und ist eher dazu geeignet, es mit Heiligen und Märtyrern in Verbindung zu bringen als mit der eigenen Lebenspraxis. Aber auch hier gilt es, „hohe“ Religion mit dem „niederen“ Alltag zu verknüpfen, damit dieser Schatz nicht nur von „Hochwürdigen“ gehortet, sondern allen Menschen zugänglich wird. Bekehrung findet dort statt, wo Menschen sich von überkommenen Bildern des Alterns, der Gemeindestrukturen, der ehernen (Sozial-)Gesetze um der Menschen – und damit um Gottes Willen – trennen und sich dahin bewegen, wo mehr Leben möglich ist. So verstanden ist die Arbeit an Innovationen und Reformen durchaus ein gutes Stück Frömmigkeit – ganz so, wie es in der alten Formulierung „zu Nutz und Frommen“ noch durchklingt, nämlich in der Bedeutung von „Tüchtigkeit“. In diesem Sinne einige Anregungen zum „frommen“ Weiterdenken und -handeln:

Erinnerungskultur und kreative Laienspiritualität

„Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Jesus war sich durchaus bewusst, wie stark der Impuls war, den er in seine Umwelt setzte und er ahnte auch, dass jeder starke Impuls nach einer gewissen Zeit verblassen kann. Deshalb lag ihm daran, vor seinem Tod eine Erinnerungskultur zu stiften. Markus, Matthäus und Lukas berichten, wie er am Abend vor seinem Leiden ein gemeinsames Abendmahl als Erinnerungszeichen mit den Jüngern gefeiert hat. – Der Evangelist Johannes berichtet nur in einem Satz von diesem Mahl und richtet den Fokus auf

die anschließende Fußwaschung. Jesus beschließt diese Handlung mit dem Satz: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.“ Erinnerung an Jesus und Vergegenwärtigung seiner Botschaft erfolgen nicht nur im Abendmahl, welches wir in seiner liturgischen Form der Eucharistie angesichts des Priestermangels nicht mehr so häufig und nicht mehr an so vielen Orten werden feiern können. Wer die Erinnerung an Jesus und die Vergegenwärtigung seiner Worte pflegen möchte, muss sich deshalb auch auf andere Formen stützen.

Die Fußwaschung als pflegerisch-hygienische Handlung bietet Anknüpfungspunkte, um gerade im Altenheim neue Formen der Christus-Erinnerung zu entwickeln. Liturgische Formen und Feiern sind nicht allein Sache der geweihten Priester. Jeder Gläubige nimmt durch die Taufe und Firmung am allgemeinen Priestertum Christi teil und darf deshalb in verschiedenen Formen und Ritualen, die Gnade Gottes anderen zusagen. Bischof Wanke sagt: „Alle Getauften und Gefirmten sind Volk Gottes. Diese sind ja schon Träger vielfältiger nicht-eucharistischer Gebets- und Liturgieformen, von Verkündigung und Katechese und vor allem auch durch Diakonie. Auch in all dem ist der Herr gegenwärtig und erfahrbar.“ (Wanke 2007) Statt Jammern über wegfallende priesterliche Dienste ist Gestaltungsfreude gefragt. Für Priester und Laien gilt, was in einem diözesanen Grundlagentext formuliert ist: „Bei der Entwicklung Pastoraler Räume geht es um weit mehr als bloße Mangelverwaltung mit Hilfe neuer Strukturen. Es geht darum, sich wach den veränderten Gegebenheiten zu stellen, gläubig-vertrauend Neues zu wagen und sich dabei auch selbst auf Veränderungen einzulassen.“ (Erzbistum Hamburg 2010). Die pastoralen Räume der Zukunft werden nicht in einer Aufspaltung – von liturgischen Orten hier und caritativen Orten dort – eine Zukunft haben. Die alte kirchliche Formel „unvermischt und ungetrennt“ gilt auch für die Integration von Liturgie und Caritas. Hier sind Haupt- und Ehrenamtliche gefragt, Formen zu fin-

den, wie Christuserinnerung und -vergegenwärtigung, Dank und Klage, Trost und Freude angemessen auch in der Abwesenheit eines Priesters „zelebriert“ werden können, sei es im Kirchenraum oder im Pflegebereich. Das kirchliche Amt, das letztlich zu beurteilen hat, was von solchen „Erfindungen“ in das allgemeine Handeln der Kirche übergehen kann, steht in den kommenden Jahren vor der Aufgabe, solche Kreativität zu ermutigen und in guten Bahnen zu führen.

Seelsorge

Auch das Verständnis von Seelsorge ändert sich vor diesem Hintergrund tiefgreifend. Mitunter hat man den Eindruck, dass Seelsorge noch so verstanden wird, wie es in einem Kirchenlexikon aus dem Jahre 1912 formuliert wurde: „Seelsorge (ist) die Aufgabe der kirchlich Ordinierten, die ihnen von der kompetenten kirchlichen Obrigkeit zugewiesenen Gläubigen ihrem übernatürlichen Lebenszweck zuzuführen, indem sie ihnen die von Christus gebrachten Heilsgüter – Wahrheit, Gnade, Lebensgesetz – vermitteln. Die Vermittlung der ...Wahrheit geschieht durch die Predigt, die Vermittlung der Gnade durch den Kult...“ (Jatsch 1912) Von diesem hierarchischen Seelsorge-Verständnis hat sich die Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil deutlich abgewendet zugunsten eines gesamtkirchlichen Begriffes von Seelsorge als Apostolat. Das Konzil erinnert an die Teilhabe der Laien am priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Christi und stellt fest: „Das Apostolat im sozialen Milieu, nämlich das Bemühen, Mentalität und Sitte, Gesetz und Strukturen der Gemeinschaft, in der jemand lebt, im Geist Christi zu gestalten, ist so sehr Aufgabe und Pflicht der Laien, dass sie durch andere niemals entsprechend erfüllt werden kann. Hier ergänzen sich das Zeugnis des Lebens und das Zeugnis des Wortes“. (Dekret über das Laienapostolat, Art. 13) Die christliche Prägung ihrer Dienste und Einrichtungen ist damit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Caritas in erster Linie selber aufgetragen. Der Verband der

Katholischen Altenhilfe in Deutschland veröffentlicht im Jahr 2011 eine Handreichung zum Caritasproprium für Leitungskräfte, mit Hilfe derer sie überprüfen können, an welchen Orten und bei welchen Situationen in ihrer Einrichtung diese Verantwortung wahrgenommen wird beziehungsweise deren Wahrnehmung verbessert werden könnte.

Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen

Vielleicht liegt der entscheidende Unterschied zwischen den kirchlichen Diensten und Einrichtungen der Altenhilfe und denen in privaten Trägerschaften, in der Anzahl der Ehrenamtlichen, die sich in Dienst nehmen lassen. Vor dem Hintergrund der kirchlichen Strukturveränderungen müssen sich die kirchlichen Altenhilfeeinrichtungen fragen, ob sie nicht dort, wo vertraute Möglichkeiten und Organisationsformen des Engagements auf Gemeindeebene wegfallen, neue Formen des Engagements anbieten können. Beispielsweise wird in vielen Gemeinden der Bedarf an Ministranten angesichts rückläufiger Priesterzahlen eher sinken. Die pfarrliche Jugendarbeit ist ohnehin aus verschiedenen Gründen vielerorts auf einem „absteigenden Ast“. In der Altenhilfe gibt es hervorragende wohnort- und schulnahe Einsatzmöglichkeiten, in denen Kinder und Jugendliche einen für sich und andere wertvollen Dienst leisten können. Natürlich werden sie eine gewisse Anleitung brauchen. Aber Beispiele, wie der von Jugendlichen geführte Kiosk im Altenheim, die von Senioren organisierte Hausaufgabenbetreuung und viele andere mehr zeigen, dass in der Verknüpfung der Charismen der Generationen eine wichtige Aufgabe der Kirche liegt. Für andere Engagementbereiche, die Frauenarbeit, die Eine-Welt-Arbeit u.ä. ließen sich ähnliche Brücken bauen. Wenn die Begegnung mit Christus im menschlichen Gegenüber stattfindet, dann sollten die caritativen Einrichtungen diese Möglichkeit ihrer Umwelt nicht vorenthalten, sie müssen sie anbieten und dazu einladen.

Mit seinen Rahmenleitlinien für die Arbeit mit Ehrenamtlichen/Freiwilligen in den Diensten und Einrichtungen hat der Verband der Katholischen Altenhilfe in Deutschland eine Unterstützung angeboten, wie diese auf die Erwartungen und Ansprüche ihrer Zeitgenoss(inn)en gut eingehen können.

Räume

Das Impulspapier des Deutschen Caritasverbandes zu „Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen“ hat bereits darauf hingewiesen, dass die Integration von caritativen Diensten in Räumlichkeiten der Gemeinde viele Möglichkeiten bietet. Dies gilt nicht zuletzt für die wachsenden Aufgaben der Altenarbeit und -hilfe. Können die Menschen des dritten Lebensalters in den Räumen unserer Gemeinden Orte entdecken, wo sie ihre Potenziale und Ideen umsetzen können? Das Impulspapier hat auch darauf hingewiesen, dass die Bildung der neuen pastoralen Räume oft verbunden ist mit einer Veränderung der Nutzung von kirchlichen Gebäuden bis hin zur Aufgabe von Gebäuden. Stationäre Altenhilfeeinrichtungen sind Kristallisationspunkte im Gemeinwesen, auch sie können zur Anlaufstelle für ein gemeindliches Leben werden. Nicht jedes Pfarrhaus oder -zentrum muss mit teurem Geld erhalten werden, wenn sich in einem nahe gelegenen Altenheim auch Möglichkeiten zur Begegnung und zur Koordination von Gemeindeaktivitäten schaffen lassen.

Auch die Altenheimkapelle kann als Gottesdienstort für die Pfarrei dienen.

Wichtig ist es, wie das Impulspapier feststellt, dass die jeweiligen kirchlichen Orte wiederum auf andere kirchliche Akteure verweisen und miteinander vernetzt sind.

Fazit

Diese Anregungen wollen nicht vollständig sein, sondern die Fantasie und Kreativität beflügeln, um im Wandel der Kirchenstrukturen die Chancen für eine „Neubekehrung“ oder, um mit Alfred Delp zu sprechen, „eine Rückkehr in die Diakonie“ zu entdecken. Die Frage, ob dies gelingt, hängt nicht zuletzt davon ab, ob sich die Kirchenmitglieder und ihre Kirche auf die zentralen Herausforderungen der Zeit konzentrieren. Dies sind unter anderem der demografische Wandel und die Zunahme der Zahl älterer Menschen in unseren Wohnquartieren und Gemeinden. Es geht um eine Altenarbeit im Sinne der Unterstützung von Selbstorganisation und Selbsthilfe von alten Menschen, Es geht um eine Altenseelsorge, die dazu verhilft die Fragen nach dem Verfall der eigenen Kräfte und der Bilanzierung des eigenen Lebens mit einem Sinn über das Lebensende hinaus persönlich zu durchdringen und zu bearbeiten, um schließlich auch das Glück des Alters dankbar wahrnehmen zu können.

Unter diesen Voraussetzungen wird die Altenhilfe mit ihren vielfältigen Unterstützungsangeboten zu einer Verlebendigung des pastoralen Raums und einem Brennpunkt im Gemeinwesen.

Quellen und Literaturtipps

DEUTSCHER BUNDESTAG, Drucksache 17/3815: Sechster Bericht zur Lage der älteren Genera-

tion in der Bundesrepublik Deutschland. Altersbilder in der Gesellschaft. Berlin 2010. ERZBISTUM HAMBURG (Hrsg.) (2010): Eckpunkte für das Verständnis und die Entwicklung „Pastoraler Räume“ im Erzbistum Hamburg. Online verfügbar unter www.katholisch-im-norden.de/ebhh/pastoraler_raum/Eckpunkte-EBHH_SchlussfassungFeb2010.pdf, zuletzt geprüft am 2.2.2011.

GROSS, Peter (2009): Glücksfall Alter. Alte Menschen sind gefährlich, weil sie keine Angst vor der Zukunft haben. Unter Mitarbeit von Karin Fagetti. 2. Aufl. Freiburg im Breisgau, Basel, Wien.

JATSCH, J. (1912): Artikel: Seelsorge. In: Karl Hilgenreiner: Kirchliches Handlexikon. Ein Nachschlagewerk über das Gesamtgebiet der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften, Bd. 2. Hrsg. v. Michael Buchberger. München, S. 2032–2033.

SCHIRRMACHER, Frank (2010): Das Methusalem-Komplott. Taschenbuchausgabe, 3. Auflage, München.

VERBAND KATHOLISCHER ALTENHILFE IN DEUTSCHLAND e.V.: Rahmenrichtlinien für die Arbeit mit Ehrenamtlichen/Freiwilligen in den Diensten und Einrichtungen. Freiburg 2010.

VERBAND KATHOLISCHER ALTENHILFE IN DEUTSCHLAND e.V.: Leitlinien zum Caritas-Proprium. Freiburg 2011.

WANKE, Joachim (2007): Einführung in das Thema des Studientages. In: DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.): „Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“. Dokumentation des Studientages der Frühjahrsvollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz. Arbeitshilfe Nr. 213, S. 15–21.

6.2 Aktivitäten des Caritas-Altenstiftes Mettmann

Roland Spazier

DER CARITASVERBAND für den Kreis Mettmann e.V. betreibt seit mehr als zehn Jahren Seniorentreffs, Wohnanlagen im Bereich des „Service-Wohnens“ oder auch des „Betreuten Wohnens“ für ältere Menschen sowie seit 30 Jahren eine statio-

näre Altenhilfeeinrichtung. Der Kreis Mettmann ist der Zusammenschluss von zehn kreisangehörigen Städten, die alle im Städtedreieck zwischen Essen, Wuppertal und Düsseldorf liegen. Insgesamt existieren im Kreisdekanat Mettmann 14 Seelsor-

gebereiche, die im Großen und Ganzen deckungsgleich mit den kommunalen Kreisgrenzen sind.

Ein wichtiges Prinzip des Caritasverbandes, welches sich auch im Leitbild und in der Satzung verankert findet, ist die

möglichst enge Zusammenarbeit mit den katholischen Kirchengemeinden. „Das soziale Engagement Ehrenamtlicher, der Pfarrgemeinden und/oder der caritativen Vereinigungen sowie die professionellen Dienste ergänzen sich. Wir suchen daher aktiv die enge Zusammenarbeit mit den Ehrenamtlichen und Pfarrgemeinden, insbesondere um den Kunden/Klienten/Patienten Zugang zu den wohnortnahen sozialen Netzen zu eröffnen. Die katholischen Pfarrgemeinden und die caritativ-engagierten Gruppierungen im Kreisdekanat Mettmann unterstützen wir bei der Ausgestaltung einer lebensraumorientierten und zeitgemäßen Caritasarbeit. Den ehrenamtlich in der Caritas Tätigen bieten wir Fortbildung und Beratung an.“ (Auszug aus dem Leitbild des Caritasverbandes für den Kreis Mettmann e.V. 2003)

„Zusammenarbeit ist kein bloßes Lippenbekenntnis“

Für den Caritasverband im Kreis Mettmann ist dies kein bloßes Lippenbekenntnis, vielmehr wird die Notwendigkeit der Zusammenarbeit in der theologischen Trias gesehen. Ganz pragmatisch wird dies auch durch die Benennung von sogenannten „Gemeindepäten“ umgesetzt. Mitarbeiter des Caritasverbandes stellen sich als Ansprechpartner für einzelne Kirchengemeinden beziehungsweise Seelsorgebereiche zur Verfügung, zu denen sie aufgrund ihres Wohnsitzes in aller Regel auch gehören.

In den Seniorentreffs und Einrichtungen des „Betreuten Wohnens“ wird offene soziale Altenarbeit nach dem Netzwerkprinzip angeboten. Hierdurch werden vielzählige engagierte Menschen gewonnen, die gemeinsam mit anderen Gleichgesinnten Angebote und Gruppen

aufbauen. Die Einbindung in die Mitgestaltung und Mitverantwortung für die Angebote und deren Strukturen ist der Schlüssel zum Erfolg in der Arbeit mit und in der Gewinnung von Ehrenamtlichen. Dabei folgt der Netzwerkansatz dem Prinzip: „Ich für mich!“, „Ich mit anderen für mich!“, „Ich mit anderen für andere!“, „Andere mit anderen für mich!“

Diese Netzwerkarbeit dient

- der sozialen Vorsorge und gegenseitigen Unterstützung für das Leben im Alter,
- der Verbesserung der Lebensqualität aller Generationen in Familie, Nachbarschaft und Stadtteil,
- der Schaffung attraktiver Lebens- und Entwicklungsräume in einer alternden Gesellschaft sowie
- der Förderung des generationsübergreifenden und interkulturellen Miteinanders.

Durch die konsequente Umsetzung dieser Prinzipien ist es gelungen, eine Vielzahl von Ehrenamtlichen zu gewinnen. Hierdurch werden unter anderem ältere Menschen erreicht, die sich häufig von der gemeindlichen Mitarbeit in einer Kirchengemeinde abgewandt haben, weil sie dort eben nicht aktiv mitgestalten konnten. Die konsequente Umsetzung dieser Prinzipien hat zudem erhebliche Auswirkungen auf den gesamten Caritasverband. Denn das Wirken und auch die Strukturen des Verbandes werden von engagierten, konstruktiv kritischen Menschen in den Einrichtungen immer wieder in Frage gestellt und mit Verbesserungsvorschlägen konfrontiert.

Das Engagement der Freiwilligen ermöglicht Einblicke in die Ablauf- und Aufbauorganisation des Caritasverbandes. Dieses Engagement der Freiwilligen „schießt“ zwar aus Sicht des Caritasverbandes immer wieder einmal „über das Ziel“ hinaus, obgleich am Anfang eines jeweiligen Entwicklungsprozesses in einem Seniorennetzwerk keiner der Beteiligten zuverlässig weiß, wohin es eigentlich gehen soll beziehungsweise was im Verlauf der Entwicklung dabei heraus kommt. Dieses Bewusstsein ist in aller Regel auch

für eine traditionsreiche Organisation wie den Caritasverband durchaus manchmal recht beunruhigend. Die professionelle Arbeit der hauptberuflichen Mitarbeiter besteht aber gerade darin, diese Prozesse fachlich intensiv zu begleiten. Denn vor allem die aktive Auseinandersetzung mit diesen Entwicklungen, mit den beteiligten Menschen macht den Mehrwert für alle Seiten aus. Dies verlangt von allen ein hohes Maß an Kommunikationsfähigkeit, an Flexibilität und vor allem den Willen, sich aktiv als „lernende Organisation“ ständig weiterzuentwickeln. Die in den genannten Aufgabenbereichen gemachten Erfahrungen in der Arbeit mit Ehrenamtlichen und engagierten Menschen sind sehr zahlreich, haben aber die mittlerweile circa 15 Jahre andauernde fachliche Entwicklung sehr fundiert.

Ambivalente Reaktionen

Angeregt durch das Leitbild wurde von den Einrichtungen bei den Angeboten vor Ort auch immer wieder der Kontakt zur zuständigen katholischen Kirchengemeinde gesucht. Dabei trafen die Mitarbeiter des Caritasverbandes auf die unterschiedlichsten Ansprechpartner in den Gemeinden. Dabei kam es zu teilweise auch recht ambivalenten Kontakten mit den Vorsitzenden des Sachausschusses Caritas, einflussreichen Personen der Kirchengemeinde, den Vorsitzenden des Pfarrgemeinderates, Kirchenvorstandsmitgliedern, Mitarbeitern aus dem Pastoralteam und ab und zu auch mal mit dem Ortspfarrer selbst. Die hierbei gemachten Erfahrungen waren stets gleich: die Mitarbeiter des Caritasverbandes trafen nicht selten auf große Skepsis bis hin zur offenen Ablehnung. Argumente seitens der Kirchengemeinden waren immer wieder: „Ihr nehmt uns die Ehrenamtlichen weg!“ oder: „Wir haben schon genug mit unseren Aufgaben zu tun, da können wir uns nicht noch um Euch kümmern!“ oder: „Jetzt will sich der Caritasverband schon in die gemeindliche Arbeit einmischen!“

Nur in einer Einrichtung, einem Seniorentreff, konnte eine sehr gute Kooperati-

on aufgebaut werden, die letztlich unter anderem in eine recht aktive Zusammenarbeit eines Familienzentrums mit Einrichtungen der Kirchengemeinde mündete.

Schwieriger Anfangsprozess

Dabei muss berücksichtigt werden, dass die Mitarbeiter des Caritasverbandes erst lernen mussten, wie sie auf die katholischen Kirchengemeinden zugehen können. Sicherlich wurden auch Fehler gemacht, Sensibilitäten der Gemeinden oder einzelner Personen nicht berücksichtigt. Bei diesen schwierigen Anfangsprozessen wurden die Aktiven von einer Mitarbeiterin unterstützt, die als „Fachberaterin Gemeindec Caritas“ im Caritasverband das Bindeglied zwischen der verbandlichen und gemeindlichen Caritas darstellt. Diese Mitarbeiterin ist mit einer Wochenarbeitszeit von 39 Stunden für 46 katholische Kirchengemeinden alter Prägung beziehungsweise 14 Seelsorgebereiche auf Kreisebene zuständig.

Völlig konträr sind die Erfahrungen bezüglich der Kooperation mit evangelischen Kirchengemeinden im Einzugsbereich der Einrichtungen. Hier wurde zum Teil aktiv der Kontakt zu den Einrichtungen und zu den Arbeitsansätzen gesucht, ja die Mitarbeiter wurden gleichsam „mit offenen Armen“ empfangen. Die Kooperation erfolgte über die aktive Beteiligung in den gebildeten Kooperationsgremien der Einrichtungen hinaus sogar bis hin zur, wenn auch eher symbolischen Unterstützung, durch finanzielle Mittel. Der Mehrwert dieser Arbeit und dieses Ansatzes wurde von den Vertretern der evangelischen Kirchengemeinden sehr schnell erkannt und die positiven Auswirkungen und Erfahrungswerte entsprechend auch gewürdigt.

Analyse der ablehnenden Reaktionen

Die Mitarbeiter des Caritasverbandes haben inzwischen eingehender versucht, die Gründe für diese Erfahrungen herauszufinden. Ein theologischer Erklärungsansatz ist vielleicht die Typologisierung der

beiden großen christlichen Kirchen. So wird die Evangelische Kirche als Konfession der „Tat und des Wortes“ bezeichnet. Demgegenüber stehen bei der Katholischen Kirche eher die Liturgie und die Verkündigung im Vordergrund. Die hieraus folgenden pragmatischen Auswirkungen könnten eine Erklärung für jene Erfahrungen sein.

Zum anderen sind die doch gravierenden Veränderungsprozesse der letzten Jahre in den katholischen Kirchengemeinden im Erzbistum Köln wie der Abbau von Kindertagesplätzen oder der Umbau der Kindertageseinrichtungen zu Familienzentren, der immer stärker werdende Priestermangel, die damit verbundene Dezentralisierung der Pfarrgemeinden hin zu Seelsorgebereichen, die Veränderung der Pfarrer-Rolle und nicht zuletzt auch der Abriss von Kirchen, enorme Herausforderungen für alle am kirchlichen und caritativen Leben beteiligten Personen. Vor diesem Hintergrund stellt es für die eine oder andere Kirchengemeinde durchaus eine Überforderung dar, wenn dann von „außen“ noch Veränderungsprozesse hinzukommen.

Ein dritter Aspekt könnte die unterschiedliche „Sprache“ sein. Den Mitarbeitern der verbandlichen Caritas gelingt es offenkundig nicht ausreichend, sich in die Situation der Pfarrgemeinden hineinzusetzen. So wird in wichtigen Punkten schlicht „aneinander vorbei“ gesprochen. Dieser Umstand wiederum schlägt sich in der immer wieder formulierten Kritik nieder, dass sich die verbandliche Caritas mit ihren Mitarbeitern immer weiter von den Kirchengemeinden und der gemeindlichen Arbeit entferne.

Die hier formulierten Gründe stellen somit für die Zukunft eine besondere Herausforderung für die Gestaltung der Arbeit im pastoralen Raum dar. Für die katholischen Kirchengemeinden sind vor allem ältere Menschen eine ganz entscheidende Zielgruppe, sogar für den gemeindlichen Fortbestand. – „Caritas“ muss ihrerseits aber auch wieder viel stärker als eine der drei Säulen gemeindlicher Arbeit gese-

hen werden. Die Caritasverbände können ihr Selbstverständnis als „katholischer“ Wohlfahrtsverband nur aufrechterhalten, wenn möglichst enge Bezüge zu den Kirchengemeinden vorhanden sind, wenn die caritative Arbeit gemeindlich geerdet ist. Daher sind integrierte Handlungskonzepte mit den Kirchengemeinden und den Caritas-Einrichtungen dringend erforderlich. So könnten Mitarbeiter der Caritasverbände zum Beispiel aktiv in Pastoralteams integriert werden – dies gilt auch umgekehrt. Durch dieses Miteinander würde wohl leichter auch wieder eine gemeinsame Sprachebene gefunden werden können.

Abschließend bleibt zu wünschen, dass sich Caritasverbände des pastoralen Raumes wieder deutlicher bewusst werden und sich die katholischen Seelsorgebereiche diesen Räumen gegenüber verstärkt öffnen. Dann können Prozesse wie oben beschrieben zwischen ehrenamtlich Engagierten und Caritasverbänden auch im Zusammenspiel zwischen den beiden vermeintlichen Protagonisten zu einer positiven Entwicklung in der Zusammenarbeit und im Miteinander werden. Die Gewinner stehen dann auf beiden Seiten.

7. Sozialraumorientierung als Grundlage für eine strategische Partnerschaft von Pfarrgemeinden und Caritas

Karin Vorhoff

IN DER KONSEQUENZ der strategischen Zielsetzung des Vorstandes des Deutschen Caritasverbandes, die den Ausbau sozialräumlicher Arbeit mit der Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen Pfarrgemeinden beziehungsweise pastoralen Räumen und der Caritas verbindet, lautet eine der drei Positionen in einem aktuellen Diskussionspapier: „Sozialraumorientierung bietet einen Rahmen für die Stärkung der Kooperation von Seelsorge und Caritas auf dem Weg zu einer diakonischen Kirche“.⁴⁰ Darüber hinaus werden in der sozialräumlichen Öffnung der Gemeinden und aller weiteren kirchlichen Akteure ein wichtiges Ziel der Gestaltung der pastoralen Räume und ein wesentliches Element einer diakonischen Orientierung der Kirche gesehen. In der Umbruchsituation der Kirche, die unter anderem mit einer enormen räumlichen Weitung der gemeindlichen Bezüge und Ausdünnung von Strukturen in diesen neuen pastoralen Räumen einhergeht, bietet Sozialraumorientierung als Fachkonzept wie auch als Haltung und Perspektive, die von den Organisationen und ihren Mitarbeitenden einzunehmen sind, eine ungemeine Chance, diese Räume und die diakonische Arbeit so zu gestalten, dass sie nahe bei den Menschen ist.

Dieses Postulat lässt sich aus der Klarstellung ableiten, was unter „sozialräumlicher Arbeit“ und „Sozialraumorientierung“ verstanden wird: Mit Wurzeln in der emanzipatorisch ausgerichteten Gemeinwesenarbeit der 1960er und 1970er Jahre hat „Sozialraumorientierung“ als Fachkonzept der sozialen Arbeit im letzten Jahrzehnt enorm an Aktualität gewonnen. Dies schuldet sich unterschiedlichen, gesellschaftlichen, demografischen und nicht zuletzt ökonomischen Entwicklun-

gen, die hier jedoch nicht näher beleuchtet werden sollen.

Diesem Konzept nach bezieht sich die Arbeit nicht mehr nur auf eine bestimmte Zielgruppe oder ein Handlungsfeld, sondern orientiert sich zunächst einmal an der Dimension „Raum“ – dem „Sozialraum“. Einer formalen Definition zufolge ist der Sozialraum ein „... sozialgeografisch abgrenzbarer Lebensraum ... von Menschen, der durch strukturelle und soziale Merkmale gekennzeichnet ist“. Im Gegensatz zu einem rein aus administrativen oder stadtplanerischen Erfordernissen gesetzten Raum ist der konkrete Sozialraum jedoch nicht immer eindeutig eingrenzbar. Denn er ist zugleich der Erfahrungs- und Verhaltensraum der Menschen, die dort leben und arbeiten und die diesen Raum aus ihren jeweils eigenen Bezügen und Perspektiven erfahren und sich aneignen. So ist der Sozialraum aus der Sicht der Bewohner zugleich Lebensraum, Teil der Lebenswelt, der soziale Nahraum – kurz, der Ort an dem Alltag bewältigt wird.

Andockstation für diakonische Arbeit

In der Regel decken sich die Grenzen der neuen pastoralen Räume kaum mehr mit denen von eher kleinräumig gefassten Sozialräumen mit 3000 bis 4000 Einwohnern. Sehr wohl jedoch dürfte es in fast allen dieser Räume eine Kirche oder eine andere kirchliche Immobilie geben, eine ehemalige Pfarrgemeinde, die als Andockstelle, als Kristallisationspunkt für die auf den jeweiligen Sozialraum gerichtete diakonische Arbeit dienen kann. Durch diesen Raumbezug, aber noch viel mehr durch die Leitidee und die methodischen Prinzipien, die dem Konzept „Sozialraumorientie-

rung“ zugrunde liegen, kann Vieles (wieder) zum Tragen gebracht werden, was die Potenziale von Kirche und Pfarrgemeinden auch noch in der heutigen Zeit prägen: Gemeinschaft im Glauben und Gemeinwesen, Ort der Verständigung und des Ausgleichs, Dienst am Nächsten, Akteure in der Nachbarschaft, im Quartier, im Dorf, in der Stadt, in der Gesellschaft.

Grundlegende Prinzipien

Was sind nun diese Prinzipien von Sozialraumorientierung? Sozialräumliche Arbeit nimmt in erster Instanz die Interessen und den Willen der Menschen in einem bestimmten Sozialraum zum Ausgangspunkt, statt ein von Außenstehenden beziehungsweise von „Experten“ als gut und richtig fest- und fertiggestelltes Maßnahmenpaket anzubieten. Sozialräumlich arbeitende „Experten“ und die beruflichen (Hilfe-)Systeme werden viel eher aktiv als Initiatoren, Begleiter, Moderatoren und Sprachrohre eines Meinungs- und Willensbildungsprozesses von Betroffenen beziehungsweise Bewohner(inne)n. Es gilt vorrangig die Potenziale und Eigeninitiativen der Menschen sowie jegliche Formen von Selbsthilfe zu (unter-)stützen und weniger das fertige Angebot. Sozialräumliche Arbeit sucht, erschließt und dockt an den Ressourcen des Sozialraums und seiner Bewohnerschaft an: Gebäude, freie Flächen, Talente und Kenntnisse, Lebensalter, nachbarschaftliche Beziehungen, die ortsansässige Wirtschaft, Dienste und Einrichtungen und auch die Kirchen-Gemeinden. Als weiteres Prinzip wird zielgruppen- und damit auch handlungsfeldübergreifend gearbeitet. Ohne dass damit der Einzelfall – etwa des Jugendlichen ohne Schulabschluss oder der Seniorin mit Pfl-

gebedarf – aus dem Blick gerät, gilt es zwischen Fachbereichen, Handlungsfeldern, Sektoren und einzelnen relevanten Akteuren eine so starke Vernetzung und Kooperation herbeizuführen, dass sich der Blick weitet vom Fall zum Feld und von der Not Einzelner hin zu struktureller Benachteiligung. Eine solche ganzheitliche Perspektive auf das Feld, eine solche Haltung der Helfenden, die dem Hilfebedürftigen Autonomie und Selbstwirksamkeit zugeht sowie eine sektorübergreifende Kooperation von Sozial- und Gesundheitswesen, Bau- und Wohnungswesen, Wirtschaft, Zivilgesellschaft, Pfarrgemeinde und Kommune etabliert, bereitet und fördert den Weg zu einer integrierten Entwicklung der Sozialräume, der Dörfer, Nachbarschaften und Städte.

Wenngleich einzelne dieser Prinzipien in der Sozialen Arbeit schon eine lange Tradition haben mögen, so haben insbesondere mit der Jahrtausendwende gesellschaftliche Veränderungen, ökonomische Zwänge wie auch der strukturelle Wandel zu einer Neukonzeptionierung und Adaption durch andere Akteure wie etwa die öffentliche Verwaltung geführt. Das bedeutet, dass es in der Arbeit der Caritas wie überhaupt in der Sozialen Arbeit gegenläufige Tendenzen gegeben hat, so zum Beispiel eine starke fachliche Spezialisierung und Versäulung, die einhergingen mit entsprechend profilierten Berufsbildern und beruflichen

Selbstverständnissen. Die Kompetenzen, Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten zwischen dem beruflichen und nicht beruflichen Sektor sind klar aufgeteilt. Letztlich haben solche Entwicklungen auch in der Kirche und den Pfarrgemeinden stattgefunden, so dass angesichts des teilweisen Auseinanderdriftens der Funktionen von Kirche, die Devise „damit zusammenwächst, was zusammengehört“, ausgegeben wird. Es ist naheliegend, dass hier die Sozialraumorientierung eine konsistente Entwicklungsperspektive für eine diakonische Gemeindeentwicklung bieten kann.

Aus dem Dargelegten dürfte jedoch auch deutlich geworden sein, dass es hier um eine eher mittelfristig angelegte Entwicklungsperspektive sowohl für die Caritasarbeit wie für die Gemeinden geht. Denn Sozialraumorientierung erfordert unterschiedliche Prozesse: als fachpolitische Positionierung und konzeptionelle Weiterentwicklung der Facharbeit geht es in erster Linie um eine entsprechende Personal- und Organisationsentwicklung, während Sozialraumorientierung als gesamtverbandliche Strategie zutiefst auch das Selbstverständnis der Organisation und das ihrer Mitarbeitenden berührt.

Gemeinsames Handeln

An dieser Stelle verändert eine konsequente Sozialraumorientierung die Qualität der Kooperation von Pfarrgemeinden und Caritas, von Seelsorge und verbandli-

cher Arbeit. Wenn sich beide dann keineswegs nur auf ihre natürliche Partnerschaft, sondern auch auf eine strategische Partnerschaft einlassen, sind sie nicht nur Kirche als Gemeinschaft im Glauben oder Partner, die im diakonischen Auftrag unterwegs sind. Dann werden sie gemeinsam zur gesellschaftlichen Stimme, zum Anwalt Benachteiligter, zum zivilgesellschaftlichen Akteur, zum gesellschaftlichen Mitgestalter, der seinen Beitrag zur Gestaltung und zur Lebensqualität in den Sozialräumen leistet – aber wo nötig, einen solchen auch von anderen einfordert. Im operationellen Sinne bedeutet dies, als Kirche die Lebenssituation der Menschen in den Sozialräumen in den Blick zu nehmen, und dort, wo Notlagen und Benachteiligungen bestehen, gemeinsam mit den Betroffenen, aber auch zunehmend mit anderen Akteuren, eigene und fremde Ressourcen zu mobilisieren, um Verbesserungen herbeizuführen. Es bedeutet allerdings auch, in den eigenen Räumen, in den Gemeinden und in den caritativen Organisationen die Postulate von Befähigungsgerechtigkeit, Teilhabe und Solidarität mit Leben zu füllen und so dem Ideal einer inklusiven Gesellschaft ein Stück näherzukommen.

8. Leben im Pastoralraum?!

Martin Pott

WANN ENTSCHEIDE ICH mich, einen bestimmten Raum zu einem Teil meines Lebensraums zu machen? Wie entscheide ich, dass ein bestimmter Raum künftig in meinem Leben eine Rolle spielen soll? Ich tue das, wenn ich mir von diesem Raum etwas verspreche, das mein Leben lebenswerter macht. Das können Freude und Spaß ebenso sein wie Hilfeleis-

tung und Unterstützung oder auch Trost. Es kann aber auch sein, dass dieser Raum mir Möglichkeiten zum Engagement und zum Einsatz für andere verspricht und dadurch mein Leben bereichern wird. Wenn eine oder mehrere dieser Bedingungen gegeben sind, dann stehen die Chancen gut, dass ich diesen Raum in meinen persönlichen Lebensraum einbaue – in

dieses Ensemble von Räumen, in denen sich mein Leben abspielt: die eigene Familie, der Freundeskreis, die Nachbarschaft, das berufliche Umfeld, die Freizeitgruppen, das ehrenamtliche Engagement...

Die neuen Pastoralräume

Pastoralräume sind in der Regel keine geschlossenen Sozialräume, da sie meist

nicht nach sozialräumlichen Kriterien gebildet werden. Die landauf landab etablierten größeren pastoralen Räume sind zunächst schlicht und einfach neue „Organisationsräume“ für Pastoral. Es ist kein Geheimnis, dass bei der Festlegung die Korrelation zwischen Fläche einerseits und Priesterzahl andererseits maßgeblich war. Es muss aber darauf hingewiesen werden, dass es auch gute inhaltliche Gründe für die Vergrößerung der Räume gab und gibt. Davon später mehr. Zunächst sind die neuen Pastoralräume Größen, die dadurch charakterisiert sind, dass sie durch den Bischof errichtet werden, dass sie ein bestimmtes Territorium umfassen und dass damit auch eine bestimmte Anzahl Getaufte „erfasst“ wird. Diese deutsche Regelung ist verschieden gegenüber zum Beispiel der in der katholischen Kirche der Vereinigten Staaten. Dort bestimmt nicht der Wohnsitz über die Pfarreizugehörigkeit, sondern die Wahl. Man schreibt sich aktiv in einer Pfarrei ein, der man dann auch seine regelmäßige Spende zukommen lässt. Das kann, muss aber nicht die Wohnort-Pfarrei sein.

Wenn in der pastoraltheologischen Reflexion gefragt wird, wie denn nun die in den meisten deutschen Diözesen geschaffenen größeren bis sehr großen pastoralen Räume einzuschätzen sind, dann ist ein Bewertungskriterium von besonderer Bedeutung, nämlich: Wie dienlich sind die neuen Räume dem Leben-Können der Menschen? Sind die neuen Pastoralräume Räume, in denen Menschen Trost erfahren, so dass sie gelassener im Alltag leben können? Sind es Räume, die ihnen Auswege in festgefahrenen Situationen zeigen? Sind es Räume, die denen, die sich engagieren, immer wieder den langen Atem schenken? Sind es Räume, die Menschen untereinander verbinden, so dass Freude und Dankbarkeit aufkommen?

Die frühere Zugriffsmacht der Kirche auf das Verhalten der Menschen ist abgelöst worden durch deren Wahlmacht. Die Menschen können heute relativ frei entscheiden, wie sie sich zur Kirche verhalten.

Die Frage nach den Strukturen der Kirche, also auch die nach der Strukturierung neuer pastoraler Räume ist für die meisten vollkommen irrelevant. Nicht die Konstruktion, sondern die Funktion der Pastoralräume ist für sie wichtig. Leisten die Räume das, was sie leisten sollen? Finden die Menschen dort das, was sie von einer Organisation, die Lebenssinn verspricht und ein Lebensziel verheißt, erwarten? Kurz: Kommuniziert Kirche die Liebesbotschaft Gottes in den neuen pastoralen Räumen in Wort und Tat glaubwürdig und lebensdienlich?

Sozialräume sind „Inkarnationsräume“

Diese Fragen lassen sich nur beantworten, wenn die Menschen, um die es geht, selber zu Wort kommen können. Schon in der Apostelgeschichte wird das junge Christentum als „neuer Weg“ (Apg 19, 23) bezeichnet – 2000 Jahre später betont Papst Johannes Paul II.: „Der Mensch in der vollen Wahrheit seiner Existenz, seines persönlichen und zugleich gemeinschaftsbezogenen und sozialen Seins [...] ist der erste und grundlegende Weg der Kirche.“ (RH 14)⁴¹ Die Menschen hören heißt: zu den Menschen gehen, und das wiederum bedeutet, in die Sozialräume hineingehen. Eine Pastoral, die Sozialräume nicht aktiv wahrnimmt, ist keine Pastoral, weil sie den Menschen als soziales Wesen nicht ernst nimmt.

Es ist eine Frage der Definition, wie viele Sozialräume innerhalb eines Pastoralraums identifiziert werden. Es macht einen Unterschied, ob ein gewachsenes Dorf oder ein Stadtteil insgesamt als Sozialraum bezeichnet wird, oder ob auf einer konkreteren Ebene ein Straßenzug, eine Nachbarschaft, ein Neubaugebiet, ein Gewerbegebiet als Sozialraum kenntlich gemacht werden. Geht man noch eine Konkretionsstufe tiefer, dann ließe sich auch ein einzelner großer Wohnblock als Sozialraum definieren oder ein Dorfkern oder ein Großbetrieb oder zum Beispiel das Gebäudeensemble Pfarrkirche, Pfarrhaus, Pfarrheim.

Gerade in einer Zeit der gesteigerten Individualisierung ist es für die Vertreter der christlichen Religion wichtig, sich daran zu erinnern, dass Gott sich ein Volk berufen hat: „Gott hat es aber gefallen nicht einzelne [...] zu heiligen und zu retten, sondern sie zu einem Volk zu machen, das [...] ihm in Heiligkeit dienen soll.“ (LG 9)⁴² Kirche, vor allem ihre Pfarreien und Gemeinden – und damit auch die Pastoralräume – sind nicht frei, wie sie sich zu den Sozialräumen verhalten. Die Sozialräume sind – theologisch ausgedrückt – „Inkarnationsräume“. Wo, wenn nicht hier, soll Gott ein Gesicht bekommen? Die Menschwerdung („Fleischwerdung“) Gottes, die im Stall von Bethlehem begann, findet heute im Wohnblock, am Bildschirmarbeitsplatz, auf der Krankenstation, im Jugendtreff, in der mobilen Pflege und an vielen weiteren Orten statt. Hier spielt sich das Leben ab. Und da muss Kirche hin, will sie nicht kontextlos werden. Sie braucht dabei keine Angst um sich selbst zu haben. Kirche verliert sich nicht, wenn sie sich in dieser Weise inkarniert – sie findet sich! Dieses Leben muss in das Gemeindeleben der Pfarreien und Pastoralräume hineinströmen, wenn diese nicht Gefahr laufen wollen, dass sich eine Art „Gemeindeleben“ einbürgert, das eine Sonderwelt für Gottesdienstbesucher und die im binnenkirchlichen Bereich dominanten Milieus schafft. Das wäre eine fatale „Parallelwelt“.

In einer theologischen Logik sind Sozialräume also als „loci theologici“ zu identifizieren, das heißt als Orte, an denen Theologie generiert wird. Denn wie konkrete Menschen unter den heutigen Lebensbedingungen glauben, hoffen und lieben, das ist es wert, theologisch gehoben, gewürdigt und – so will es das Vatikanum II – für die Lehr- und Pastoralentwicklung der Kirche berücksichtigt zu werden.⁴³ Pastoral verdient ihren Namen dann, wenn sie den Konzilsauftrag „das Verhältnis der Kirche zur Welt und zu den Menschen von heute“⁴⁴ zu gestalten, annimmt.

Inkarnation poetisch

Hilde Domin nähert sich demselben Leben der Menschen auch mit bibeltheologischen Bezügen – aber in einer anderen Sprachgestalt:

Bitte

Wir werden eingetaucht
und mit den Wassern der Sintflut
gewaschen,
wir werden durchnässt
bis auf die Herzhaut.

Der Wunsch nach der Landschaft
diesseits der Tränengrenze
taugt nicht,
der Wunsch, den Blütenfrühling
zu halten,
der Wunsch, verschont zu bleiben,
taugt nicht.

Es taugt die Bitte,
dass bei Sonnenaufgang die Taube
den Zweig vom Ölbaum bringt.
Dass die Frucht so bunt wie
die Blüte sei,
dass noch die Blätter der Rose am
Boden
eine leuchtende Krone bilden.
Und dass wir aus der Flut,
dass wir aus der Löwengrube
und dem feurigen Ofen
immer versehrter und immer heiler
stets von neuem
zu uns selbst entlassen werden.⁴⁵

Die Dichterin nennt die Realitäten des Lebens beim Namen: „Wir werden durchnässt bis auf die Herzhaut.“ Mit schmerzhaft deutlichen Worten schneidet sie allen Tagträumen einer „heilen Welt“ den Weg ab: „Der Wunsch, verschont zu bleiben, taugt nicht.“ Sie weiß, gerade als Jüdin: Leben ist immer bedroht, Leben ist immer Fragment. Hilde Domin greift auf alttestamentliche Bilder zurück. In der Sintflut kommt die Taube mit dem grünen Zweig zu Noah in die Arche zurück – es ist wieder „Land in Sicht“ (Gen 6–8). Feuerofen und Löwengrube sind Schreckensorte. Und doch findet wunderbare Errettung

und Läuterung wider Erwarten statt (Dan 3.6). Die Dichterin ermutigt, unbedingt an der Hoffnung festzuhalten. Die Hoffnung ist der Habitus des Glaubenden und Bit tenden: „Dass noch die Blätter der Rose am Boden eine leuchtende Krone bilden.“

Als Christen greifen wir auf die Geschichte Gottes mit den Menschen als Deutungshorizont für das Leben zurück. Hilfe dabei zu erhalten, sein Leben in eine Geschichte zu stellen, um es von daher deuten zu können, das schenkt dem Orientierung Suchenden Trost. Tatkräftige Hilfe zu erfahren, die die akute Not lindert, das schenkt dem Verzweifelten Hoffnung. Gesucht sind Pastoralräume, die in Gestalt ihrer haupt- und ehrenamtlichen Akteure als „personales Angebot“ exakt dafür ein stehen.

Leistungen für Zivilgesellschaft und Kirche

Weil wir nach kirchlicher Lehre zu allen Menschen gesandt sind, nicht nur zu den Mitgliedern, haben die neuen Pastoralräume einen Auftrag bezogen auf alle, die im Raum leben und/oder arbeiten. Das ist die zivilgesellschaftliche Funktion von Kirche. Kirche ist damit prinzipiell ein „player“ – wenngleich in der pluralen Moderne unter mehreren Mitstreitern und Konkurrenten –, der sich für „gutes Leben“ (vgl. Joh 10, 10) in unserer Gesellschaft, konkret im Stadtteil oder Dorf, einsetzt. Wenn Kirche klug ist, dann bündelt sie alle vorhandenen Energien, um diese zentrale Aufgabe wahrzunehmen. Das bedeutet, dass vonseiten der Kirche nicht nur die Pfarreien in den Blick zu nehmen sind, sondern auch Verbände und Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft, somit auch die Dienste und Einrichtungen des Caritasverbandes. So unterschiedlich die Caritasverbände auf der einen und die Pfarreien auf der anderen Seite kirchenrechtlich verankert sind, so sehr berühren sie sich inhaltlich an zwei wesentlichen Punkten, nämlich in den Funktionen, die sie einerseits für die Zivilgesellschaft und andererseits für die Kirche haben. Für die Zivilgesellschaft erbringt die verbandliche Caritas insbe-

sondere die Leistung der Organisation von Solidarität, in vielen Projekten und mit Partizipation tausender Freiwilliger. Für die Kirche erbringen die Caritasverbände und die angeschlossenen Fachverbände die Leistung caritativer und sozialer Hilfe in mannigfacher Form. Das ist ihr Beitrag zur Pastoral.

Bei der Pfarrei besteht die zivilgesellschaftliche Leistung darin, ein flächendeckend präsen ter lokaler Akteur zu sein, der sich – im Idealfall – für wichtige soziale Fragen im Gemeinwesen stark macht, seien es Kindergartenplätze, Ausländerintegration oder Hospizhilfe. Die Leistungen der Pfarrei für die Kirche bestehen vor allem in der Initiation junger Menschen in die Glaubensgemeinschaft sowie der Gewährleistung von gottesdienstlicher Versammlung, Verkündigung der Frohen Botschaft und Dienst am Nächsten vor Ort. Dies alles sind zunächst einmal idealtypische Leistungszuschreibungen – für Caritasverbände wie für Pfarreien.

Die Realität wird zum Testfall ihrer Einlösung. Alfred Etheber hat dies treffend formuliert: „Werden fünf milieuverengte Gemeinden zusammengefasst, ist die Summe größer, aber die Verengung bleibt. (...) Für viele der Gemeinden in den neuen pastoralen Räumen wäre die Beschäftigung mit der Not der anderen eine wirkliche Alternative zur depressiven Selbstbeschäftigung und ein echter Ausstieg aus der Spirale der Resignation.“⁴⁶ Dieselbe kritische Anfrage stellt er auch den Diensten und Einrichtungen der Caritas, nämlich, ob sie „separierte Parallelwelten im pastoralen Raum sein wollen oder eine Öffnung in Richtung Gemeinde und Zivilgesellschaft vollziehen möchten.“⁴⁷

Wegen ihrer hochkomplexen institutionellen Verfasstheit wird „in der innerkirchlichen Wahrnehmung die verbandliche Caritas manchmal nicht als Teil unserer katholischen Kirche identifiziert“. (Berufen zur caritas, 2.3)⁴⁸ Daher betonen die deutschen Bischöfe: „Die sozialen Dienste der Kirche sind im Zentrum der christlichen Botschaft verankert [...] und sind für die Kirche ebenso unverzichtbar wie Ver-

kündigung und Liturgie. Caritas ist Kirche.“⁴⁹ Heruntergebrochen auf die Ebene der pastoralen Räume bedeutet das: Die Fachdienste der Gemeindec Caritas/ Gemeindegemeinschaft oder die mobilen Pflegedienste der Caritas geben Zeugnis für eine in Wort und Tat den Menschen nahe Kirche – und sind darin Pastoral. Also nicht: Caritas und Pastoral, sondern: Dienste verbandlicher Caritas als integraler Bestandteil von Pastoral.

Potenzial für Qualitätssteigerung

Die neuen großen Pastoralräume sind zwar auch dem Priestermangel geschuldet, sie stellen nichtsdestotrotz eine Chance dar, Kirche auf der Höhe der Zeit zu halten. Die größeren Pastoralräume zwingen, über den Tellerrand zu schauen. Sie begünstigen, Kirchturmdenken hinter sich zu lassen. In den großen Pastoralräumen kommt die ganze Bandbreite der Präsenzformen von Kirche in den Blick, nicht nur die Pfarreien und – nach einer etwaigen Fusion – die in ihnen aufgegangenen Ex-Pfarreien, die als territoriale Gemeinden fortbestehen. Auch das Kloster oder die Ordensniederlassung, die Jugendfreizeitstätte, die Krankenhausseelsorge, die Schulpastoral, die kleine christliche Gemeinschaft in der Nachbarschaft, die muttersprachliche Gemeinde, die Jugend- und Erwachsenen-Verbände, Dienste und Einrichtungen der Caritas und manche Initiative mehr – sie alle werden plötzlich als Vielfalt kirchlicher Präsenz in *einem* Pastoralraum wahrgenommen. Damit tun sich ganz neue Perspektiven auf.

Wenn die verschiedenen Ressourcen und Dienste als Netzwerk genutzt werden, lassen sich Synergien für Notwendende Initiativen im Pastoralraum identifizieren. Eine differenzierte und milieugerechte Pastoral rückt näher. Auch wächst die Qualität, die heute selbstverständlich von sozialen und religiösen „Dienstleistungen“ der Kirche erwartet wird. Auch wenn in Deutschland die „Marktsituation des Religiösen“ noch nicht so offensichtlich ist wie zum Beispiel in den USA – die Tendenz zur

freien Wahl einer Gemeinde, ja durchaus auch zum Wechsel der Konfession wird stärker.

Dreh- und Angelpunkt ist die Frage: Was brauchen die Menschen hier bei uns, damit für sie persönlich ein „gutes Leben“ möglich wird und gelingen kann, und dies gilt in zunehmendem Maße insbesondere für die Benachteiligten und die Modernisierungsverlierer? Als Kirche stehen wir vor der Aufgabe, unsere „Gute Nachricht“ in Kommunikation zu bringen mit der Kultur und den Lebenswirklichkeiten von heute. In einer Zeit, in der gesellschaftlich die Sozialstaatsdebatte in vollem Gange ist, und in der kirchlich viel Energie in Binnendiskurse fließt, ist die jesuanische Option für die Armen um so mehr ein Stachel im Fleisch.

Kein Theorie-, sondern ein Praxisproblem

Leben im Pastoralraum?! – Die Überschrift dieses Beitrags deutet nicht auf ein Theorie- sondern auf ein Praxisproblem hin. Es geht um Lebensnähe, Lebensrelevanz, Lebensdeutung und Lebensorientierung der Kirche. Der verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle hat sich und andere immer wieder auf diesen Punkt gestoßen: „Leben – wie geht das? Die Unmöglichkeit zu leben, die Schwierigkeit zu leben, der Hunger zu leben, das bewegt uns innerlich.“⁵⁰

Leben im Pastoralraum – wie geht das? Grundlegende Haltungen sind benannt worden: das genaue Hinhören auf die Menschen, das Hinschauen auf Lebensbedingungen und Strukturen im Sozialraum, das Aufmerksamsein für personelle und materielle Ressourcen. Kirche wird in dem Maße einen Beitrag zum Leben im Pastoralraum leisten können, wie sie diese Haltungen pflegt und in konkrete Strategien pastoralen Handelns umsetzt. Diese sind zu großen Teilen bekannt: die Kräfte und die Kompetenzen der Menschen, die vor Ort leben, fördern; das Engagement Freiwilliger stützen (Empowerment); das Know-how von Professionellen verschiedenster Art, seien es Seelsorger(innen),

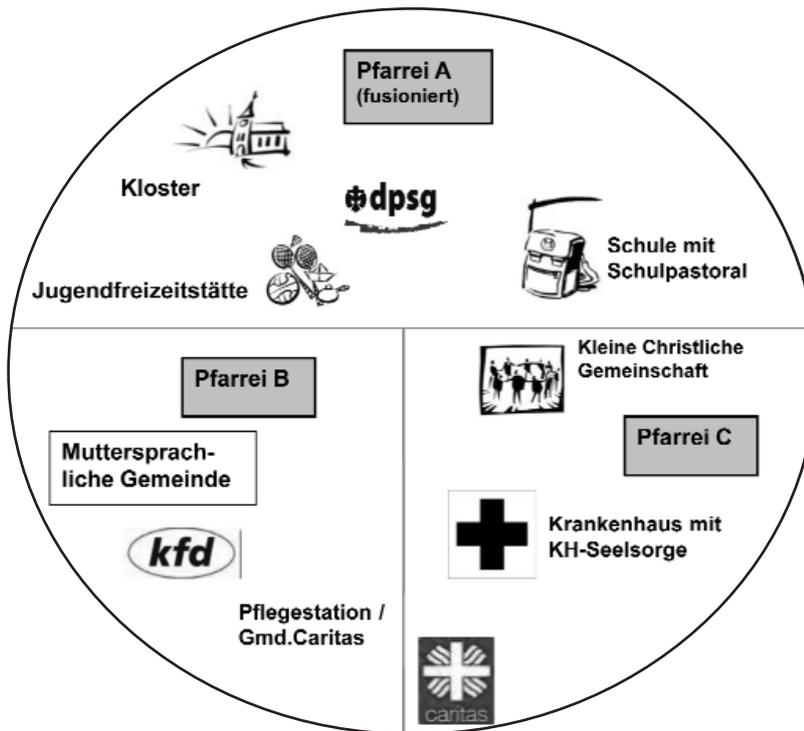
Sozialarbeiter(innen), Pädagog(inn)en, Pflegekräfte oder andere, nutzen; Ökumene praktizieren; offen sein für Bündnispartner weit über die Kirchen hinaus. Die Analyse steht – wie sieht es mit dem tatsächlichen Handeln aus?

„Diakonie-Exposures“

Bleibt also zum Schluss die Frage: Woher kommt die Motivation, so zu handeln? Was bringt uns dazu, die eigene berufliche oder ehrenamtliche Praxis so zu handhaben? Die Motivation durch theologische Einsicht und spirituelle Verankerung ist das Eine. Hinzukommen muss die Gelegenheit, real in Kontakt zu solchen Menschen zu treten, die auf der „Schattenseite des Lebens“ leben. Direkte Begegnung verändert am meisten. Wer Pastoral in einem echten „Problemviertel“ betreibt, ist da insofern „gut dran“, weil hier die Realität gleichsam mit Händen zu greifen ist und nicht mehr verdrängt werden kann. Schwieriger ist es da, wo diese Nöte nicht so geballt, sondern eher verstreut und versteckt vorhanden sind. Da sind „Diakonie-Exposures“ gefragt, Räume und Zeiten der Konfrontation mit Lebensrealitäten in unserem Land, die einem biografisch und von der eigenen Milieuherkunft her eher fremd sind. Impulse, wie sie die Kirche durch Exposures nach Asien, Afrika und Lateinamerika seit Jahrzehnten erhält, können hier Pate stehen.

Vielen Priestern, Diakonen, Pastoral- und Gemeindefereferent(inn)en und Mitarbeiter(inne)n der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit, aber auch vielen Freiwilligen sind deutsche Realitäten wie Hauptschule, Hartz IV, Arbeitslosigkeit, psychische Erkrankung, Armut und vieles mehr zu fremd. Sie sind nicht wirklich bewusstsenspründend und handlungsleitend für die Pastoral. Diese Realitäten werden zwar durch den einen oder anderen Studien- und Fortbildungstag kurzfristig in den Blick genommen, sie rücken aber nicht wirklich nahe. Aber das müsst(en) sie, soll im Alltag der Pastoral eine sozialräumlich akzentuierte Pastoral eine Chance haben neben dem seelsorglichen „Sog“

„Kirchliche Orte“ im pastoralen Raum



Grafik: Caritas St. Gallen

Leben im Pastoralraum findet anders als in den früheren Gemeinden an verschiedenen „Kirchorten statt. Dieses Leben sieht in jedem Pastoralraum (...) anders aus, weil es dort jeweils andere Gruppierungen, Initiativen sowie inner- und außerkirchliche Akteure gibt. Es kommt darauf an, dass da, wo (...) die Menschen leben und arbeiten, Diakonie getan, die gute Nachricht von Gott verkündigt und Gottesdienst gefeiert wird.“

von Gottesdiensten und Sakramentenvorbereitung, Ansprüchen der „kerngemeindlichen Klientel“ und dem Kreislauf kirchenjahrgebundener Aktivitäten. Es soll hier keine falsche Alternative aufgemacht werden. Die genannten pastoralen Aktivitäten haben alle ihr Recht. Aber die Frage nach der Gewichtung von Energie und Zeit wird in der Pastoral angesichts schwindender personeller und materieller Ressourcen immer drängender.

Wenn die Pastoralräume die Sozialräume wirklich entdecken wollen, brauchen ihre maßgeblichen Agenten diesbezügliche Impulse, und zwar nachhaltige Impulse. Hierfür sollten Exposure-Programme entwickelt werden, natürlich gemeinsam von verbandlicher Caritas und den Diöze-

sen. Ein Fernziel wäre: kein Pastoralteam im größeren pastoralen Raum ohne mindestens ein Mitglied, das fachlich kompetent ist, anwaltschaftlich eine diakonisch akzentuierte und sozialraumorientierte Pastoral zu vertreten.

Keine Anschlussfähigkeit um jeden Preis

Kirche muss in Richtung aller maßgeblichen gesellschaftlichen Entwicklungen kommunikationsfähig sein. Sie darf aber nie an alles „anschlussfähig“ sein im Sinne reiner Affirmation. Wenn es Auftrag der Kirche ist, die „Sprengkraft gelebter Hoffnung“ in die Gesellschaft zu tragen und sich vor der „Verdopplung ihrer Hoffnungslosigkeit durch Religion“ zu hüten⁵¹,

dann darf sie nicht immer „anschlussfähig“ sein an alle möglichen gesellschaftlichen Prozesse. Nicht anschlussfähig sein – das ist die prophetische Dimension der Kirche. Wenn Kirche sich in den neuen pastoralen Räumen in diesem prophetischen Sinne mit den Menschen und für die Menschen verausgibt, wird sie nicht nur das Leben der ihr von Jesus Christus selbst anvertrauten Menschen vermehren, sondern auch für sich selber „das Leben gewinnen“ (Mt 10, 39).

9. Projektplanung und Durchführung

9.1 Helfen braucht Ziele

Niklaus Bayer⁵²

OHNE KLARE UND nachvollziehbare Ziele ist eine effektive und effiziente Hilfe nicht nachhaltig. Ziele zu formulieren und diese danach im Arbeitsalltag umzusetzen, ist eine große Herausforderung. Ziele lassen sich kurz-, mittel- und langfristig festlegen. Im Weiteren können verschiedene Zielarten unterschieden werden:

Wirkungsziele

Welche Wirkungen wollen wir erzielen? Spricht man von „Wirkungszielen“ wird ein Zielstand beschrieben, der ein Problem auf der gesellschaftlichen oder der individuellen Ebene löst; zum Beispiel: Familie X aus Portugal ist in der Pfarrei integriert.

Leistungsziele

Mit welchen Angeboten, Leistungen wollen wir diese Wirkung erzielen. Beispiel: Die Pastoralassistentin lädt Frau X mindestens dreimal persönlich zum Mittagstisch ein. Die Familie wird beraten, welche Angebote für die Kinder in der Pfarrei vorhanden sind und mögliche Schnupperangebote werden vereinbart.

Voraussetzungen

■ Die einzelnen formulierten Ziele müssen operational sein. Operationalität

bedeutet, dass Ziele messbar und überprüfbar sein müssen.

■ Das Zielsystem muss vollständig sein, das heißt der Zeitraum, die Zielhierarchie und die Zielarten sind unterschieden.

■ Die verschiedenen Ziele müssen in Beziehung zueinander gesetzt und in eine Rangordnung gebracht werden (Erstellung einer Zielhierarchie).

Smarte Ziele

Ziele beschreiben stets einen erwünschten Zustand. Entscheidend für eine gute Zieldefinition sind die Kriterien nach S.M.A.R.T.

Was zeichnet gute Ziele aus?

Spezifisch, konkret, das heißt an die eigene Organisation angepasst;

Messbar, überprüfbar, beurteilbar; **Anspruchsvoll** und anregend, akzeptiert, motivierend;

Realistisch und realisierbar, das heißt weder zu tief noch zu hoch angesetzt;

Terminiert, das heißt mit zeitlich fassbarem Horizont

Gute Indikatoren für Ziele: Z.W.E.R.G.

Sind Ziele nicht direkt messbar, müssen sie mittels Indikatoren fassbar gemacht werden.

Ein guter Indikator zeichnet sich durch folgende Z.W.E.R.G.-Kriterien aus:

Zentrale Bedeutung, das heißt aussagekräftige Hinweise auf das jeweilige Ziel; **Wirtschaftlichkeit**, das heißt mit vernünftigen Aufwand zu erheben;

Einfachheit, das heißt für jedermann verständlich und nachvollziehbar;

Rechtzeitigkeit, das heißt Zahlen sind zu einem nützlichen Zeitpunkt verfügbar;

Genauigkeit, das heißt verlässlicher Maßstab.

Ziele geben die Richtung vor und schaffen eine Verbindlichkeit zwischen den beteiligten Parteien. Sie müssen für alle verständlich sein und auf eine breite Akzeptanz stoßen. Es lohnt sich, um Ziele zu ringen. Die Klarheit, die dadurch bereits zu Beginn von Projekten geschaffen wird, hilft bei der Umsetzung. Gute und realistische Ziele zu setzen, ist arbeitsintensiv. Sie müssen durchdacht, diskutiert und präzisiert werden, bis sie für die Praxis brauchbar sind. Dieses Vorgehen hilft jedoch dem Einzelnen, wie der Organisation, ihre Ressourcen realistisch im Auge zu behalten. Sie schützen damit vor zu großen Aufgaben und zu hohen Wirkungserwartungen.

9.2 Projekt Mittagstisch: ein Treffpunkt der Begegnung – eine Chance für Armutsbetroffene, Familien und isolierte Menschen

Regula Kuhn-Somm⁵³

Projektumschreibung

Ein Mittagstisch für Armutsbetroffene und Nichtbetroffene ist eine regelmäßige Gelegenheit, zum Beispiel einmal in der Woche mit anderen für wenig Geld zu Mittag zu essen. Freiwillige kochen zusammen

mit Armutsbetroffenen ein einfaches, aber nahrhaftes Mittagessen und servieren es zu einem sehr günstigen Preis. Suppe, Hauptgang, Dessert und Kaffee gehören jedes Mal dazu. Damit Armutsbetroffene den

Weg zum Mittagstisch wagen, kann ihnen ein Essensgutschein abgegeben werden. Schön ist, wenn mindestens gleich viele Menschen mitessen, die zurzeit nicht in einer schwierigen Situation sind. Es gibt

aber auch die andere Form, wo Armutsbetroffene unter sich sind und dies auch schätzen.

Ausgangslage

Armutsbetroffene und Menschen in Schwierigkeiten fühlen sich oft sehr allein. Sie haben vielfach kaum Freunde und selten einen Ort, wo sie akzeptiert sind oder gar von ihren Schwierigkeiten reden können. Erwähnen sie ihre wirkliche Situation, müssen sie damit rechnen, dass man ihnen sofort viele Ratschläge erteilt, ihnen Vorwürfe macht oder sie einfach links liegen lässt. Deshalb sind für Armutsbetroffene Orte wichtig, wo man willkommen ist und einfach angenommen wird, ohne dabei viel Geld ausgeben zu müssen. Vielleicht sind auch andere Gleichgesinnte da. Armutsbetroffene erzählen immer wieder, wie hilfreich ihnen zum Beispiel ein Treffpunkt oder ein Mittagstisch in schweren Zeiten war oder wie eine Gruppe von Menschen in einer ähnlichen Lebenssituation einem wieder Mut gemacht hat.

Viele Räume der Kirchgemeinde sind unter der Woche tagsüber wenig benutzt. Es ist gerade für einen Mittagstisch eine große Hilfe, wenn bereits das Raumangebot vorhanden ist. Verschiedene Gemeinden kennen Mittagstische, zum Beispiel aus der Fastenzeit oder für alte Menschen regelmäßig während des Jahres. Eine Erweiterung dieser Mittagstische um von Armut Betroffene und eine häufigere Abfolge kann für diese eine große Hilfe sein und für die Nichtbetroffenen eine entsprechende Bereicherung.

Projektverlauf

Situationsanalyse und Auftragserteilung

Eine Pfarrei, eine Seelsorgeeinheit oder eine Freiwilligengruppe beschließt, für Armutsbetroffene einen Mittagstisch einzurichten. Ganz am Anfang klären sie, ob das Projekt mit anderen Partnern zusammen durchgeführt werden kann und soll, zum Beispiel mit ökumenischen Partnern, mit Beratungsstellen, mit Selbsthilfegruppen von Betroffenen (zum Beispiel

Alleinerziehenden). Sie lassen sich dafür vom Pfarrei- und Kirchenrat oder von einer regionalen Stelle einen Auftrag geben.

Ziele

Folgende Ziele können angestrebt werden:

Richtziele

Armutsbetroffene aus ihrer Isolation holen; Armutsbetroffenen eine gesunde und ausreichende Mahlzeit ermöglichen; Armutsbetroffenen einen Ort geben, wo sie Anteilnahme, Akzeptanz, Offenheit erfahren; Begegnung zwischen Armutsbetroffenen und Nichtbetroffenen ermöglichen; Armutsbetroffenen die Möglichkeit geben, sich am Mittagstisch zu beteiligen (einkaufen, kochen, servieren, abwaschen...); die Pfarrei/Kirchgemeinde mit ihrer Diakonie für andere Menschen sichtbar werden lassen

Handlungsziele

Ein regelmäßiges Angebot eines Mittagstisches ist eingerichtet. Eine festgelegte Zahl Armutsbetroffener nimmt daran teil. Eine festgelegte Zahl Nicht-Armutsbetroffener nimmt daran teil. Die Freiwilligenarbeit funktioniert und macht Freude. Die einzelnen Mittagstische finden in guter Atmosphäre statt. Der Austausch untereinander nimmt zu. Das Projekt ist in der Öffentlichkeit gut dargestellt. Das Projekt wird von der Trägerschaft und anderen Kreisen unterstützt.

Projekttablauf

- Gründen einer Projektgruppe, wenn möglich unter Beteiligung von Betroffenen
- Klären der Projektpartner und der Trägerschaft
- Einholen eines Auftrages
- Festlegen von Zielen, Rahmen, Örtlichkeiten (Projektbeschreibung)
- Festlegen der Dauer der Pilotphase
- Budgetieren der Finanzen
- Finden einer Finanzquelle für Defizite
- Organisieren einer geeigneten Örtlichkeit

- Bestimmen/Finden eines kleinen Leitungsteams
- Finden von genügend geeigneten Freiwilligen
- Kontakt herstellen zu Armutsbetroffenen und anderen möglichen Gästen
- Öffentlichkeitsarbeit durch Flyer, Artikel im Pfarrblatt und anderen Medien
- Aktive Werbung bei Beteiligten, Einladen mit Gutscheinen oder anderen Einladungshilfen
- Organisation der einzelnen Mittagstische (Freiwillige, Einkauf, alles Praktische, Abrechnung)
- Umsetzung der Freiwilligenstandards
- Regelmäßige Zwischenauswertung

Evaluation einer Pilotphase

Nach drei bis vier Mittagstischen wertet die Projektgruppe den Projektstart aus. Sie nimmt Korrekturen vor, zum Beispiel in der Werbung, bei der Suche weiterer Freiwilliger, im Gestalten einzelner Mittagstische. Sie überprüft, ob der finanzielle Rahmen eingehalten werden kann. Sie statet dem Auftraggeber ein erstes Mal Bericht ab und erwägt eine Berichterstattung in den Medien, damit das Projekt weiter bekannt wird.

Mögliche Knackpunkte und Stolpersteine

Oft zeigt sich, dass es viel Anstrengung braucht, Armutsbetroffene an einen Mittagstisch zu bringen. Die Schwelle, in einen unbekanntem Raum zusammen mit unbekanntem Menschen zu treten, ist oft erheblich. Andere Menschen finden sich möglicherweise leichter ein, zum Beispiel die einsamen älteren Menschen der Pfarrei.

Wenn eine Durchmischung angestrebt wird, können auch die Nicht-Armutsbetroffenen ausbleiben. Berührungängste oder ein voller Terminkalender halten diese Menschen vom Mittagstisch ab.

Wie an jedem Treffpunkt ergeben sich Untergruppen, die nicht immer miteinander kooperieren. Da gilt es, kreative Lösungen zu finden.

9.3 Seminare für Freiwillige: Projektmanagement für Freiwillige – Fachtage für Berufliche: Projektmanagement in der Arbeit mit Freiwilligen

Angela Plichta/Rudolf Sauerbier

SEIT 2009 FÜHRT das Referat Gemeindecaritas und Engagementförderung im Deutschen Caritasverband in Kooperation mit verschiedenen Diözesen, Freiwilligen-Zentren sowie einmalig dem Deutschen Fußball-Bund Seminare für Freiwillige zum Thema „Projektmanagement“ durch. Zielgruppe sind Freiwillige, die im Durchschnitt acht bis zehn Stunden/Woche in Projekten tätig sind.

In den Seminaren für Freiwillige hat sich gezeigt, dass insbesondere die Unterstützung durch Berufliche in den Einsatzstellen eine zentrale Bedeutung hat. Resultierend daraus und auf der Grundlage der Freiwilligen-Seminare entwickelte das Referat Gemeindecaritas und Engagementförderung darüber hinaus Fachtage für Berufliche in Einsatzstellen, die mit Freiwilligen in Projekten arbeiten.

Inhaltlich gestaltet wurden die Seminare und Fachtage von zwei freiwilligen Mitarbeitern im Ruhestand, die im Bereich „Bürgerschaftliches Engagement“ sowie im Bereich Projektmanagement über reiche berufliche Erfahrung verfügen. Beide sind drüber hinaus freiwillig in verschiedenen Projekten aktiv.

Inhaltlich wurde in den Freiwilligen-Seminaren Wert darauf gelegt, dass die Teilnehmenden ihre freiwillige Arbeit zunächst in ein größeres Ganzes, in den Kontext der „Freiwilligen-Arbeit im Sozialstaat“ einordnen können. Beim Fachtag für Einsatzstellen wurden zu Beginn die Chancen und Grenzen der Zusammenarbeit von Hauptamtlichen und Freiwilligen in Projekten in den Blick genommen. Im Anschluss daran wurden Grundlagen des Projektmanagements dargestellt und erörtert sowie die Wichtigkeit der Zielformulierung im Projekt betont und praktisch geübt.

In kleinen Gruppen erfolgte danach die Planung der eigenen mitgebrachten Projekte der Teilnehmenden, die zuvor in ein

Projektraster eingetragen wurden. So wurden Ziele formuliert, Projektbeteiligte benannt, Stolpersteine eruiert, Ressourcen geplant sowie überlegt, wer das Projekt unterstützen könnte.

Beispiele für Projekte, die von den Teilnehmenden mitgebracht wurden:

- Projekt Frühe Hilfen des DCV: „Ankommen im deutschen Alltag“ und „Hand in Hand mit jungen Familien“
- Projekt Stromsparcheck des DCV: Kostenlose Energieberatung für Haushalte mit geringem Einkommen
- Aufbau eines Netzwerkes in den Seelsorgeeinheiten für Freiwilligendienste
- Paten bieten Perspektiven
- Schulung von Kurlots(inn)en für Kurberatung und -begleitung
- Generationenübergreifende Hausgemeinschaft
- Schaffung barrierefreier Strukturen in der Gemeinde (Teilhabe und Einbeziehung von Menschen mit Behinderungen)
- Elterngestützte Kindergruppe für Kinder mit Behinderung
- Besuchsdienst im Wohnheim für Menschen mit Behinderung
- Orientierungshilfen für Menschen mit Behinderung in besonderen Räumen
- Aufbau einer ehrenamtlichen Besuchsdienstgruppe in einer Pfarreiengemeinschaft
- Paten für Ausbildung
- „Ehrenamt von Menschen mit und ohne Behinderung“
- Gemeinsam für Integration (von Migranten)
- Angehörigengruppe von an Demenz erkrankten Menschen

Als besonders relevant hat sich bei den Seminaren die „saubere“ Strukturierung der Projekte erwiesen. Auch die Projekte im sozialen Umfeld der Caritas können und müssen den Mindestanforderungen

von gutem Projektmanagement genügen. Das zeigte sich immer wieder bei dem Thema „Zielformulierung“. Insbesondere hier bestand Bedarf an Klärung und Übung.

Insgesamt wurden die Seminare und Fachtage von den Teilnehmenden positiv bewertet und der Wunsch nach weiteren Angeboten dieser Art geäußert.

Engagement-Online-Beratung⁵⁴

Im Anschluss an das Seminar wurde circa zwei bis drei Monate später ein Chat für die Teilnehmenden angeboten, in dem Fragen, die in der Praxis der Projekte auftraten, geklärt werden konnten.

Die Engagement-Online-Beratung bietet die Möglichkeit, rund um die Uhr Anfragen zum Thema Ehrenamt oder einem Freiwilligendienst zu stellen. Anfragende bekommen innerhalb von zwei Werktagen eine Antwort auf ihre Fragen. Dabei wird die Anfrage über die Eingabe der eigenen Postleitzahl direkt an die entsprechende Stelle vor Ort weitergeleitet. Alle Informationen, die über die Engagement-Online-Beratung ausgetauscht werden, bleiben dabei datengeschützt (webbasiert und SSL-verschlüsselt).

Interessierte fragen zum Beispiel nach, wie oder wo sie sich engagieren können, welche Aufgaben es gibt, was sie beachten müssen, wie sie eine Einsatzstelle finden oder auch wie der rechtliche Rahmen aussieht.

Einsatzstellen für ein Ehrenamt oder einen Freiwilligendienst haben so die Möglichkeit, ganz neue Personen für ein Engagement zu gewinnen.

Gerade auch für Seelsorgeeinheiten bietet die Engagement-Online-Beratung daher eine Möglichkeit, neue Personengruppen für vielfältige Aufgaben zu gewinnen. Die Engagement-Online-Beratung kann hierfür sogar direkt auf der eigenen Webseite verlinkt werden.

Projektraster/Checkliste

(Für Teilnehmer am Seminar „Projektmanagement für Freiwillige“ von Rudolf Sauerbier erstellt.)

Name des Projektes:	
Projektleiter(in) (Projektverantwortliche/-r):	
Projektbeteiligte:	
Projektziel:	
Nutzen des Projektes:	
Benötigte Stunden, Finanzen, Materialien etc.:	
Mögliche Stolpersteine:	
Zeitraumen des Projektes:	
Ausarbeitung des Projektplanes:	
Ende des Projektes:	
Eingebundene Personen (zusätzlich zu den Projektbeteiligten) und Abteilungen:	
Projektidee	
<input type="checkbox"/> ist angenommen. <input type="checkbox"/> muss überarbeitet werden. <input type="checkbox"/> ist abgelehnt.	
Begründung:	
Unterschrift Projektleiter(in)	Unterschrift Träger
Verpflichtung der Projektleitung:	
<ul style="list-style-type: none"> - Das Formular „Projektidee“ ausfüllen und mit dem Träger abstimmen. - Das Projekt von der Steuerungsgruppe besprechen und von der Schulleitung genehmigen lassen. - Einen „Projektplan“ beim Träger abgeben. - Bei wesentlichen Änderungen des Inhaltes oder des zeitlichen Ablaufs des Projektes den Träger informieren. - Einen Abschlussbericht verfassen und dem Träger übergeben. 	
Der Träger verpflichtet sich:	
<ul style="list-style-type: none"> - Die Projektgruppe beim Erstellen des Projektplanes zu unterstützen. - Die Projektgruppe bei eigenen Sitzungen mit Moderation etc. zu unterstützen. - Das Formular vor dem Treffen der Steuerungsgruppe zu kontrollieren und der Projektgruppe Verbesserungsvorschläge zu unterbreiten. - Die Durchführung des Projektes zu begleiten. - Bei Bedarf den Kontakt zu Behörden und anderen Institutionen zu übernehmen. - Die Projektgruppe beim Abschlussbericht zu unterstützen. 	
Unterschrift Projektleiter(in)	Unterschrift Träger





Bild: Sandro Vogt

C Forschungsergebnisse: Caritas im Sozial- und Lebensraum

1. Das Forschungsprojekt „Diakonie im Lebensraum der Menschen“ – Eine Utopie wird Wirklichkeit!

Udo F. Schmälzle

„DIE BÜRGERGESELLSCHAFT ist die Atemluft der Freiheit. Wenn man in einer freien Gesellschaft leben will, dann lebt man in einer Gesellschaft, die die Bürger selber gestalten.“⁵⁵ Mit dieser Utopie eröffnete Ralf Dahrendorf seinen Vortrag auf dem vierten Treffen der Europäischen Freiwilligen-Universität (2001) in Freiburg. Wie den Armen dieser Welt diese „Atemluft der Freiheit“ bekommt, können wir täglich den Medien entnehmen. Utopien können blind machen und den Blick für die soziale Wirklichkeit verstellen. Die Vision von der freien Bürgergesellschaft verkommt zum Sedativum, wenn sie dazu verleitet, von ressourcenschwachen Men-

schen gebetsmühlenartig zu fordern, dass sie ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen müssen.

In diesem Beitrag geht es um eine andere Utopie. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern: Immer mehr Menschen verarmen. Die traditionelle Wohlfahrtspflege ist am Ende. Manche prognostizieren bereits einen Pflegenotstand. Die Hoffnungen in dem neu ausgerufenen aktivierenden Sozialstaatsmodell richten sich auf neue Formen eines „Bürger-Profi-Mixes“, in dem sich Freiwillige, Ehren- und Hauptamtliche in überschaubaren Lebens- und Sozialräumen organisieren und lokale Sozialprojekte entwickeln. Diese Diskussi-

on wird auf nationaler und internationaler Ebene geführt. Josua Cohen von der Stanford University spricht in seinem Vorwort zu „Making aid work“ die Ohnmacht globaler Entwicklungs- und Sozialpolitik an und setzt die ganze Hoffnung auf lokal verantwortete Projekte an der Basis: „To work on the ground, get ‚inside the machine‘ and simply try things out and see what works.“⁵⁶ Cohen nimmt dabei Sozialräume in den Blick, in denen eine Gruppen- und Gemeinwesen vermittelte Gegenseitigkeitskultur Gestalt gewinnen kann, eine Kultur, die M. Hamberger so beschreibt:

„Sozialraum ist der von Menschen angeeignete und in der ‚Auseinanderset-

zung' erfahrene Raum, den ich kenne, in dem ich mich auskenne, ein Raum, in dem ich über Beziehungen verfüge, auch über Ressourcen, in dem es Probleme gibt; er ist also der Raum, in dem ich konkret meinen Alltag bewältigen muss, im Kontext der Vorgaben zwischen dem, was die Strukturpolitik an Wohnmöglichkeiten, an Arbeitsmöglichkeiten bietet, was vielleicht an Spielflächen eingerichtet ist, was an Traditionen in einem Dorf oder in einem Stadtteil herrscht.⁵⁷

Theodor Strohm, der Nestor der Diakonie in der evangelischen Theologie, entwickelt ähnliche Visionen. Er hat sich mit der Rede des Sozialreformers Johann Hinrich Wichern auf dem Kirchentag zu Wittenberg 1848 beschäftigt, die als „Wichern I“ zum Startschuss für die evangelische Diakonie wurde. Für die Gegenwart macht er sich zum Anwalt für ein „Wichern III“ mit neuen Koordinaten für die zukünftige Arbeit von Diakonie und Caritas. Nach außen ist für Strohm „diakonische Arbeit (...) heute nicht mehr ohne Bündnisse, Vernetzungen und Zusammenarbeit mit anderen sozial engagierten Verbänden, Gruppen und einzelnen Menschen möglich“⁵⁸. Er plädiert für eine ökumenische Vernetzung und Kooperation mit nichtkirchlichen Einrichtungen. Innerhalb der evangelischen Kirche seien verbandliche, gemeindespezifische und selbsthilfeorientierte diakonische Aktivitäten zusammenzuführen. Jenseits von Kongressen und der Rabulistik wohlklingender Leitbilder müsse die Theorie in die Praxis hineinkliniert werden.

Josua Cohen setzt noch tiefer in der Praxis an. Ihm geht es nicht nur darum, Theorien einem Praxistest zu unterziehen, sondern erfahrungs- und theorieoffen im Experiment an der Basis zu erproben, was geht und was soziale Wirklichkeit verändern und gestalten kann. Es gibt praktische Erfahrungen an der Basis, die eine Theorie implizieren, die noch nicht kategorial erfasst und auf den Begriff gebracht wurde. Auf dieser Ebene arbeiten seit dem Zweiten Vatikanum auch die Vertreter einer diakonischen Pastoral in der katholischen Kirche.

Lange bevor zum Beispiel Papst Benedikt XVI. die Enzyklika „Deus caritas est“ verfasste und damit lehramtlich die Ziele einer diakonischen Pastoral bestätigte, gab es sowohl bei der Verbandscaritas wie in der Gemeindepastoral schon Seelsorgerinnen und Seelsorger, in deren Praxis die Prinzipien dieser lehramtlichen Aussagen bereits virulent und handlungsleitend waren, nämlich „dass der Liebesdienst ein Akt der Kirche als solcher ist, und dass es ebenso wie der Dienst am Wort und an den Sakramenten einen Wesensanteil ihres grundlegenden Auftrags darstellt“ (DC 32). Der Papst greift dabei auf Formulierungen im neuen „Direktorium für den pastoralen Dienst der Bischöfe“ zurück, das die Bischöfe für das caritative Tun der Kirche in die Pflicht nimmt (Apostolorum successores 193–198).

Entstehungsgeschichte und Grundlagen

„Er sah ihn und ging weiter“ (Lk 10, 23): Stehenbleiben und Hinschauen

Das Projekt „Diakonie im Lebensraum der Menschen“, dessen Ergebnisse unter dem Titel „Menschen brechen auf – Gemeinden und Caritas bilden Netze“⁵⁹ nun bereits in zweiter Auflage vorliegen, hat deshalb eine lange Geschichte. Es verdankt sich in den Anfängen nicht den Expertisen von Theoretikern, sondern dem Denken und Handeln von Praktikern in Caritas und Pastoral, die sich nicht nur an den Maximen der offiziellen Lehre und Theologie orientierten, sondern der eigenen theologischen Einsicht folgten. Lange vor der Enzyklika „Deus caritas est“ haben sie die Zeichen der Zeit erkannt und – manchmal belächelt oder gar verdächtig – an einer Diakonisierung der Pastoral gearbeitet und vor Ort in Projekten Erfahrungen gesammelt. Nur so ist es zu verstehen, dass wir in einer ersten Erhebung bei den Caritasverbänden und Seelsorgsämtern der Diözesen auf 353 sozial- und lebensräumliche Projekte gestoßen sind. „Wichern III“ – die Forderung von Strohm – ist damit in vielen Gemeinden bereits im Kommen!

Schon 1968 griff ein Studenttag das Thema „Caritasarbeit der Kirchengemeinden“ auf. Konfrontiert mit Ballungszentren, Neubaugebieten, sozialen Brennpunkten und der anstehenden Integration von Gastarbeitern und Immigranten, setzte man große Hoffnung auf caritative Mobilisierung der Pfarrgemeinden. Damals war den Verantwortlichen schon klar, dass weder Verbände, noch andere überregionale Organisationen in Kirche und Staat mit ihren Maßnahmen im Vergleich zu den Kirchengemeinden die Reichweite und Tiefenwirkung entwickeln konnten, um auf Augenhöhe mit den Armen ihre Probleme zu lösen. Die Auswertung erster Projektberichte durch Kramer und Dennig fiel jedoch sehr ernüchternd aus:

- In den Kirchengemeinden fehlt eine umfassende Reflexion sozialer Problemsituationen.
- Die Arbeit der Gemeinden mit „Problemzielgruppen“ wird als besonders schwierig bezeichnet.
- Eine klare Zielorientierung wird vermisst.
- Rolle und Selbstverständnis des Sozialarbeiters in der Kirchengemeinde bleiben unklar.
- Deutlich zeichneten sich bereits damals die Grenzen gut gemeinter Aktivitäten von Ehrenamtlichen ab.
- Die mangelnde Zielorientierung gründet in einem unreflektierten Gemeindeverständnis.⁶⁰

Die beiden Autoren sprachen schon damals von Ziel- und Rollenkonflikten, von Autoritäts- und Interessenkonflikten, die in Gemeinden aufbrechen, wenn es um die caritative Arbeit geht. Ohne diese klaren Worte und den Mut, mit kleinen Gruppen gemeindecaritative Projekte zu starten, wäre vermutlich nie der Prozess in Gang gekommen, der letztendlich auch zum Forschungsprojekt geführt hat.

Jemand muss die Lunte legen

Das Lamento ist bekannt. Mitarbeiter der Caritas klagen, dass die braven Kirchgänger in den Pfarrgemeinden vom Haupt bis

zu den Gliedern den Überlebenskampf nicht mitbekommen, in dem viele Menschen in den entsprechenden Sozial- und Lebensräumen stehen. Umgekehrt stellen Insider fest: Die Institutionalisierungs- und Professionalisierungswellen in der Verbandscaritas haben dazu geführt, dass die Gemeinden aus ihrer caritativen Verantwortung ausgestiegen sind. In den Projekten, die wir untersucht haben, wurde dieses Schwarze-Peter-Spiel zwischen Vertretern der Gemeinde- und Verbandscaritas beendet. Entscheidend ist nicht, wer die Lunte legt, sondern dass jemand die Augen aufmacht und sagt: So kann es nicht weitergehen!

In acht Projekten ging die Initiative eindeutig von den Mitarbeitern der Pastoral aus, in sieben von Verantwortlichen in der verbandlichen Caritas. Bei der exakten Analyse hat sich dann gezeigt, dass in 14 von 22 Fällen schon vor Projektbeginn Verband und Gemeinde miteinander kooperierten. Der Startschuss zur Arbeit kam in den meisten Fällen von Menschen, die in Gemeinden und Verbänden engagiert waren und als Christinnen und Christen die materielle und kommunikative Not von Menschen, denen sie tagtäglich über den Weg gelaufen sind, verbessern wollten.

Folgende inhaltliche Schwerpunkte prägten die Arbeit in den 22 Projekten:

- Hilfen in Familien, bei der Erziehung oder der Pflege (vier Projekte),
- Kinder und Jugendarbeit (3 Projekte),
- Integration von Migranten (3 Projekte),
- präventiv-offene Stadtteilarbeit (8 Projekte),
- Besuchsdienste, Frauenarbeit, Alleinerziehende (4 Projekte).

Dabei richtete sich in fast allen Projekten die Initiative nicht auf eine konfessionelle Klientel, sondern war für alle Bewohnergruppen offen. In der Mehrzahl der Projekte stimmten der Lebensraum der Bewohner und das Projektgebiet überein. Natürliche Verbündete in der Lebensraumarbeit waren die Institutionen im Raum, die ebenfalls im sozialen Bereich tätig waren, und nicht in Konkurrenz zu den Initiatoren standen. Dazu gehörten

Ämter, Schulen, Kindergärten, Polizei, karitative Gruppen, Bürgerinitiativen, zum Teil auch andere Wohlfahrtsverbände und Wohnungsbaugesellschaften. Die ökumenische Zusammenarbeit hielt sich allerdings in Grenzen.

Im Blick auf die ökumenische Zusammenarbeit setzte eigentlich erst das neue Modellprojekt im Rahmen der nationalen Stadtentwicklungspolitik „Kirche findet Stadt“ (2011–2013) das Programm von Stroh „Wichern III“ um. „In ausgewählten praxisorientierten Projekten sollen die tatsächlichen Potenziale lokaler Entwicklungspartnerschaften aufgezeigt werden, die mit einer stärkeren Einbindung kirchlicher Strukturen einhergehen, die in Städten und Stadtteilen für zivilgesellschaftliches Engagement aufgebaut wurden.“⁶¹ Die untersuchten 22 Projekte konzentrierten sich nicht nur auf die Stadt, sondern beschäftigten sich auch mit Initiativen im ländlichen Raum, in dem Menschen noch weniger auf Ressourcen bei der Lebensbewältigung zurückgreifen können.

Gemeinsam sind wir stark! Vom Gegen-einander zum Miteinander im Haupt- und Ehrenamt, in Pfarrgemeinde und Verband

Ein weiteres Problem, auf das bereits Hannes Kramer gestoßen ist, betrifft die Kooperation zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen: Die einen fürchten um ihre Arbeitsplätze, die anderen kommen mit ihren Kompetenzen nicht zum Zuge. Auf diesem Hintergrund haben wir am Beginn in den Projekten mit einem großen Konfliktpotenzial gerechnet und den Leitfaden für die Gespräche entsprechend ausgelegt. Es kam anders. Die Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen empfanden die Interviewten durchweg als geglückt. Die Arbeit an den konkreten Problemlagen schweißte alle Beteiligte zusammen und führte zu Erfolgserlebnissen, die niemand am Beginn für möglich gehalten hätte, zum Beispiel wenn Kinder in dem Geldener Stadtteilprojekt selbst ihren Lebensraum in Verantwortung nahmen und in einem Brief an das Stadtparla-

ment mehr und besser gepflegte Spielplätze einforderten. Mit Erfolg!

Kinder und Jugendliche, die in diesen Projekten involviert waren, lernten nicht Resignation, Arbeitslosigkeit und Politikverdrossenheit, sondern Selbstvertrauen und Mut zum Engagement.

Die Längsschnittanalysen zu den einzelnen Projekten – eines dieser Projekte wird exemplarisch vorgestellt – zeigen, dass es sehr schnell zwischen den Haupt- und Ehrenamtlichen aus Verbänden und Kirchengemeinden zu einer gelungenen und sinnvollen Arbeitsteilung kam. Während Sozialarbeiter und Sozialpädagogen ihre Kompetenzen in die Leitung und Organisation, sowie das Management und die Sozialraumanalyse einbrachten, waren die Mitarbeiter der Pastoral – in der Mehrzahl Pastoral- und Gemeindeferenten und -referentinnen – mit der Beziehungsarbeit zwischen den Menschen im Projekt und den Gemeinden und der Gewinnung von Ehrenamtlichen und Freiwilligen aus den Gemeinden beschäftigt. Der Traum von Klaus Dörner hat in vielen Projekten schon Gestalt gewonnen:

„Man stelle sich nur einmal vor, die für die ausgeladenen Hilfsbedürftigen einer Region zuständigen diakonischen Profis kehrten gemeinsam mit ihnen in die Region zurück und vereinigten sich mit den dortigen Kirchenbürgern; das ergäbe ein kaum zu schlagendes Modell an Bürger-Profi-Mix, an Ressourcendichte und damit an kommunaler Lebendigkeit.“⁶²

Wenn Kirchengemeinden sich den sozialen Herausforderungen in ihrem Lebensraum verschließen, hat dies oft seinen Grund in nicht bewältigten Ohnmachtserfahrungen und Berührungssängsten. „Wir können denen eh nicht helfen!“ Hier liegt die eigentliche spirituelle Herausforderung der Lebens- und Sozialraumarbeit. Die Menschen in den Brennpunkten wissen, dass ihre Lage nicht von heute auf morgen veränderbar ist. Sie brauchen aber Menschen, die ihre Not sehen, sich an ihrer Seite einfinden und bereit sind, mit ihnen den ersten Schritt zu setzen. Christen und Christinnen in den

Gemeinden dürfen sich nicht in ihren Machbarkeits- und Fortschrittsfantasien einigeln. Wenn sie sich mit einem „langen Atem“ auf die schier unlösbaren Probleme einlassen, dann dürfen sie mit „Atem“ des Geistes rechnen, der denen verheißen ist, die wider alle Hoffnung hoffen. Vielleicht liegt hier die eigentliche Aufgabe von Christengemeinden in der Auseinandersetzung mit Menschen und Notlagen, vor denen wir zunächst ohnmächtig stehen.

Was passiert, wenn aus Bewohnern Akteure werden sollen?

Ein gelingendes Empowerment, der Aufbau partizipativer Strukturen in den Räumen und die Aktivierung der ressourcen-

armen Bewohner bestimmten in den meisten Projekten die Zielvorgaben, die jedoch in der Durchführung zu modifizieren waren. Die Arbeit gestaltete sich dabei in drei Stufen. Am Anfang dominierten niederschwellige Angebotsstrukturen, die von den Bewohnern konsumiert werden konnten (Tafeln, Kinderläden, Beratungen, Übersetzungsdienste, Ämterbegleitungen, Angebote für Kinder, Hausaufgabenhilfe). Darauf aufbauend gab es Gruppenangebote, die sich an den Ideen und Initiativen der Bewohner orientierten. Schließlich bestand dann die Möglichkeit der Bewohner, in leitender Tätigkeit Gruppen zu übernehmen, neue Gruppen und Initiativen zu gründen und dafür die

Räumlichkeiten der Haupt- und Ehrenamtlichen zu nutzen. In einem Projekt, das sich an der reinen Lehre des Empowermentprinzips⁶³ orientierte, hat es zehn Jahre gedauert, bis der Funke von den Initiatoren auf die Bewohner übersprang und die Menschen Schritt für Schritt sich aktiv auf die Gestaltung ihres Sozial- und Lebensraumes einließen. Dafür war der Mobilisierungseffekt umso nachhaltiger. Das Aushalten der Divergenzen zwischen Bewohnerzielen und den Vorstellungen der Projektträger bestimmte die konkrete Arbeit. Die Erwartungen an die Methoden lebensweltlicher und lebensräumlicher Arbeit konnten deshalb in den meisten der Projekte in Gänze nicht erfüllt werden.

2. Caritas und Pfarrgemeinden im Sozialraum aktiv – Längsschnittanalyse zum Projekt Öhringen⁶⁴

Udo F. Schmälzle

Migranten brauchen mehr Deutschkurse: Ein Stadtteil in Öhringen mit 80 Prozent Migranten – im „Zwetschgenwäldle“

DIE STADT ÖHRINGEN in Baden-Württemberg liegt 25 Kilometer östlich von Heilbronn und ist mit 23.000 Einwohnern größte Stadt des Hohenlohekreises mit einem Einzugsbereich von 80.000 Menschen.

Durch das vergleichsweise hohe Angebot an Arbeitsplätzen im Hohenlohekreis kam es in Öhringen in den 1990er Jahren zu einem massiven Zuzug vorwiegend russlanddeutscher Aussiedler. Die Unterbringung gestaltete sich anfangs sehr schwierig; viele Familien mussten in Turnhallen, Gaststätten etc. einquartiert werden. Die Stadt Öhringen beschloss zur Lösung der Wohnungsproblematik die Erschließung einer neuen Siedlung, dem späteren Ortsteil „Zwetschgenwäldle“. In diesem räumlich separierten Siedlungsraum wuchs die Bevölkerung innerhalb eines Fünfjahreszeitraums von 0 auf 2500 Bewohner an, davon 80 Prozent Zugezoge-

ne mit Migrationshintergrund, 70 Prozent aus den GUS-Staaten. Der Stadtteil wird deshalb auch als „Klein-Moskau“ bezeichnet. Bei der einheimischen Bevölkerung hat er einen schlechten Ruf.

1995 wurde eine Anlaufstelle der Caritas in einem Wohnhaus eingeweiht; im Jahre 2000 zog sie unter dem Namen „Anlaufstelle Zwetschgenwäldle“ als Kooperationsprojekt von Stadt, Landratsamt und Caritas in einen eigenen Bau um.

Das Gebiet präsentierte sich als abschließliches Wohngebiet mit vielen Kindern und vergleichsweise geringer Infrastruktur, das heißt wenigen Geschäften, keinen Gaststätten, aber mit den drei Anlaufstellen der Kirchen und der Stadt-Caritas.

Hintergrund der Projekteinrichtung

Die katholische Kirchengemeinde lud weitere Organisationen zu Gesprächen über die Entwicklung im Raum ein, die Resonanz von Stadt, Wohlfahrtsverbänden und

Einrichtungen im Gebiet war hier sehr ermutigend.

Mit der Schaffung einer Anlaufstelle in einer Wohnung, in der eine Mitarbeiterin der Caritas und ein Sozialarbeiter der Stadt für Beratungen zur Verfügung standen, verlagerte sich diese Arbeit in die Anlaufstelle, während in den Einrichtungen der Kirchen verstärkt Gruppenangebote und pastorale Arbeit stattfanden. In der Anlaufstelle wurden die Beratungsangebote durch Sprechstunden des Jugendmigrationsdienstes des Roten Kreuzes und weiterer Partner erweitert, zudem fand eine Verlagerung von ASD- und Jugendgerichtshilfetätigkeit in den Stadtteil statt.

Anlaufstelle „Zwetschgenwäldle“

Die Anlaufstelle Zwetschgenwäldle bietet mit einem zentralen großen Raum mit Kochzeile Möglichkeiten für Gruppenangebote, die zum Befragungszeitraum vor allem von Kindergruppen und dem Verein Dialog e.V. genutzt wurden. Daneben

haben die beiden Mitarbeiter von Caritas und Stadt separate Büros mit der Möglichkeit für Beratung und Einzelgespräche. Die Anlaufstelle ist weitestgehend kontinuierlich geöffnet.

Der Anteil der Kinder und Jugendlichen unter 16 Jahren liegt im Gebiet bei circa 22 Prozent; gerade von den Jüngeren werden die Gruppenangebote in den Räumen der Kirchen und der Anlaufstelle verstärkt angenommen. Bei den jüngeren Kindern besteht immer die Möglichkeit der Beteiligung der Mütter, etwa im Rahmen von Teilnahme und Hilfe beim Kochen und Basteln. Diese Möglichkeiten werden wahrgenommen und von Müttern und Hauptamtlichen positiv bewertet. Angebote im Treff reichen von musischer Früherziehung bis zu Mädchengruppen für Jugendliche mit Hilfen zur Berufsfindung und Rollendefinition als Frau. Durch den Schulbesuch und Vereinsaktivitäten sind die Kinder nicht mehr auf den Stadtteil fixiert und trauen sich mit großer Selbstverständlichkeit weiter aus dem Stadtteil heraus als ältere Verwandte.

Schwer erreichbar für die Arbeit im Stadtteil ist die Gruppe der 16- bis 45-Jährigen. Im Bereich dieser Altersgruppe ist der Verein Dialog e. V. hervorzuheben, der sich neben der Gründungsidee der Schaffung von Sport- und Freizeitmöglichkeiten auch die Integration zum Ziel gesetzt hat. Mitglieder sind 50 erwachsene und jugendliche Aussiedler aus dem Stadtteil. Entstanden ist diese Gruppe aus der Initiative eines engagierten Bewohners, der aufgrund des Mangels an Freizeit- und Sportmöglichkeiten im Raum zunächst eine Boxgruppe für Jugendliche ins Leben gerufen hatte, um den Problemen von Jugendlichen auch aus der eigenen Familie mit Drogen, Alkohol und falscher Zeiteinteilung entgegenzuwirken.

Prinzip Lebensraumorientierung

Das Konzept der Gemeinwesenarbeit im Ortsteil Zwetschgenwäldle ist ressourcenorientiert und auf den Lebensraum bezogen. Die Stärken und Schwächen der

Bewohner und damit die Chancen und Risiken für das Wohngebiet sind den Hauptamtlichen bewusst und werden in der Arbeitskonzeption dargelegt:

Familienschwierigkeiten, Sprachlosigkeit, Schwierigkeiten mit Ämtern, Schulen, Politik und Justiz, Abhängigkeit von staatlicher Hilfe und Suchtproblematiken.

Während die Kinder mit Deutsch als regulär auch untereinander gesprochener Sprache aufwachsen, bedeutet die deutsche Sprache für viele ältere Bewohner ebenso wie die Gewöhnung an ein anderes kulturelles System eine starke Herausforderung.

Die interviewten Hauptamtlichen und auch die russlanddeutschen Ehrenamtlichen attestieren den Bewohnern eine hohe Kreativität, Spontaneität und Kontaktfreudigkeit, berichten aber übereinstimmend von Schwierigkeiten bei der Zuverlässigkeit und disziplinierten Organisiertheit und zwar sowohl untereinander als auch in gemeinsamen Aktionen mit einheimischen Gruppen und Institutionen.

Die Bewohner(innen) betonen die Erfahrung von Ablehnung in Deutschland und die Notwendigkeit von Gruppen aus Russlanddeutschen als Schonräume, bevor man sich ein milieuübergreifendes Engagement in den Öhringer Vereinen und Gruppen zutraut. Hierin sehen auch die Gruppenleiter und Vereinsmitglieder ihre Aufgabe: primär müsse es um die Schaffung von Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen gehen, um dann den Anschluss an die Gesellschaft zu finden. Bei einigen Bewohnern bedarf es geringer Mittel zur Aktivierung, weil Motivation und Wille zum Handeln vorhanden sind, und nur der Weg aufgezeigt und begleitet werden muss. Bei anderen, gerade älteren Jugendlichen, die für sich keine Perspektive sehen, ist schon die Ansprache fast unmöglich.

Einbezug der Pfarrgemeinde

Im Bereich der katholischen Kirche ist die Unterstützung der Arbeit auf ideeller, praktischer und finanzieller Ebene laut Angaben des interviewten Hauptamtlichen breit und kontinuierlich. Die Inte-

grationsarbeit, die bewusstseinsbildende Arbeit in der Pfarrgemeinde und das Auffangen von Gewaltpotenzial werden als ideeller Gewinn betrachtet und stellen für Gremien und Pastoralteam der Gemeinde von Beginn an entsprechende Ziele dar. Auch werden die Gemeindeglieder aus dem Ortsteil Zwetschgenwäldle in der Gemeinde sehr geschätzt. Durch die Verknüpfung mit dem Gemeindeforum „Brücke“ sind hier auch das Angebot und die Aktivitäten der Anlaufstelle präsent; durch gemeinsame Veranstaltungen, häufig im Rahmen von Kinderfreizeitmaßnahmen, gibt es einen Austausch. Ähnliches gilt für die evangelische Kirche. Im Gemeindebrief der katholischen Kirche wird über das Zwetschgenwäldle regelmäßig berichtet.

Die Pfarrgemeinde gewinnt nach Angaben des interviewten Experten nicht durch die Bindung neuer Gemeindeglieder, sondern ideell. Die handelnde Reaktion angesichts von Nöten und Hilfsbereitschaft wird als Gewinn für das Bewusstsein von Gemeinde gewertet. Die langjährige Kooperation drückt sich in Liturgie und Gremienaufmerksamkeit aus. Die russlanddeutschen Gottesdienstteilnehmer werden geschätzt, in der Gremienarbeit hat der Caritasausschuss die steigende Arbeitslosigkeit im Ortsteil thematisiert und als Projekt erfasst. Die Gemeinde hat im Stadtteil viel bewegt. Durch Unterstützung der Arbeit von Caritas, Stadt und evangelischer Kirche hat sich die Problemlage entzerrt und stärker auf kirchliche Angebote konzentriert; dies trägt bereits gute Früchte.

Fazit

Das Globalziel der Integrationsförderung wird von der Anlaufstelle im Zwetschgenwäldle durch eine Kombination von Einzelfallhilfe, Gruppenangeboten, Aktivierung und Vernetzung angestrebt. Die Mitarbeiter agieren hier in allen Feldern erfolgreich. Im Bereich der Einzelfallhilfe werden spezifische Angebote von Mitarbeitern der Einrichtung im Rahmen einer allgemeinen Sozialberatung und durch die

Jugendgerichtshilfe in Form von Sprechstunden von Jugendmigrationsdienst des DRK und der Polizei ergänzt. Hauptamtliche und Ehrenamtliche, die in der Einrichtung tätig sind und waren, identifizieren sich mit der Arbeit, sind weiter ehrenamtlich oder als Honorarkräfte engagiert und genießen bei den Bewohnern Vertrauen. Durch die familienorientierten, teils von pädagogisch ausgebildeten Kräften geleiteten Gruppenangebote werden Kinder und Eltern erreicht. Die Seniorenarbeit läuft weitgehend selbst organisiert und der Zugang zu Jugendlichen und Erwachsenen wird durch die Mit-Hilfe des Vereins „Dialog“ unterstützt. In vielen Bereichen sehen sich die Mitarbeiter mit Wünschen und Forderungen der Bewohner konfrontiert. Häufig gelingt dann unter Aufzeigen eines Handlungsweges die Aktivierung der Bewohner für ihren Stadtteil. Die Vernet-

zung der Kooperationspartner und Gestalter ist abgeschlossen und auf hohem Niveau durch regelmäßige formelle und informelle Gesprächstermine gesichert.

Die katholische und evangelische Kirchengemeinde leisten durch ihre Präsenz vor Ort, aber auch durch Gottesdienstangebote im Raum, Freizeiten und weitere Angebote nicht nur auf institutioneller Seite, sondern auch in der persönlichen Begegnung einen Beitrag zu Dialog und wechselseitigem Kennenlernen. Der Mitvollzug dieser Annäherungen gelingt manchmal herzlich, häufiger aber zäh und unter der notwendigen Überwindung gegenseitiger Skepsis. Vom Ziel der gegenseitigen Akzeptanz von Zwetschgengwäldle und Öhringen als „normalen“ Stadtteilen mit „normalen“ Bewohnern sind die Bürger beider Räume allerdings noch entfernt.

Die Mitarbeiter der Anlaufstelle erscheinen in ihrer Leitungsfunktion als Begleiter, weniger als Macher. Viele Gruppen mit eigener stabiler Struktur haben sich unter diesem Klima gebildet. Mit dem Dialog e. V. gewinnt eine lokale Gruppe mit vielen Potenzialen an Statur, die noch einer organisatorischen Begleitung bedarf, aber in Zukunft für die Arbeit im Lebensraum orientierend sein wird.

Viele Familien stehen neben dem kulturellen auch unter starkem finanziellen und wirtschaftlichen Druck, gerade im Bereich Verschuldung und Arbeitslosigkeit verschärft sich dieser Druck nach Meinung der Hauptamtlichen. Die Anlaufstelle mit ihren direkten Beratungsmöglichkeiten und ebenso den Präventivangeboten bietet hier Hilfsmöglichkeiten, sobald die familiären Möglichkeiten ausgereizt sind.

3. Community Organizing – Modellprojekt im DCV

Eugen Baldas

VON 2005 BIS 2008 hat das Referat Gemeindec Caritas und Engagementförderung im Deutschen Caritasverband (DCV) das Projekt „Den Sozialraum mittels Bürgerplattformen von unten organisieren – Broad-based Community Organizing (CO) in ökumenischer Verantwortung“ koordiniert und an Standorten in Berlin, Böblingen, Bruchsal und Hamburg den Aufbau von Bürgerplattformen auf den Weg gebracht. Kooperationspartner war die Katholische Hochschule für Soziales Berlin. Operativer Projektleiter war Professor Penta. Das Projekt ist im Lambertus-Verlag publiziert worden.⁶⁵

Community Organizing als „Baustein“ zur Ausgestaltung pastoraler Räume

Soziale Brennpunkte brauchen Konzepte und Vorgehensweisen, die einen Stadtteil als ganzen angehen, um mit gezielten Aktivitäten nachhaltig positive Veränderungen in sozialer, wirtschaftlicher und kultureller

Hinsicht zu erreichen. Eine solche in den USA erprobte und nun auch in Deutschland erfolgreich durchgeführte Methode ist Community Organizing (CO). Das Impulspapier „Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen“⁶⁶ sieht im CO-Ansatz mit seiner ökumenisch und bürgerschaftlich orientierten Plattform eine „Anregung für die Praxis“, bei der sich Bewohner, Initiativen und Organisationen im Sozialraum gemeinsam engagieren – Pfarrgemeinden eingeschlossen.

Die wichtigste Voraussetzung für das Gelingen von CO besteht im Aufbau einer Bürgerplattform aus dem Stadtteil für den Stadtteil. Diese wird in einem Zeitraum von circa zwei Jahren durch engagierte Menschen und Gruppen vor Ort mit Begleitung und Unterstützung eines Organizers geschaffen. Dadurch werden Beziehungen zwischen Personen und Gruppen hergestellt und eine Vertrauensbasis gebildet. Als Mitglieder einer Platt-

form sollen möglichst viele Personen und auch möglichst viele im Stadtteil angesiedelte und aktive Institutionen zusammen geführt werden. Kirchliche Verbände, soziale Dienste und Einrichtungen sollen auf jeden Fall gewonnen werden; hinzu kommen auch Menschen anderer Religionsgemeinschaften und weitere Institutionen (Schulen, Wohnbaugesellschaft, Firmen, Stiftungen u. a.). Die Plattform ist überkonfessionell und interreligiös.

Menschen engagieren sich in der Plattform, weil ihnen an einer positiven Entwicklung des Stadtteils gelegen ist. Das Motiv des erweiterten Eigeninteresses „Ich will mit anderen gemeinsam etwas gestalten“ tritt bei CO vor das altruistische Motiv „Ich will anderen helfen“. Dies wird als markanter Unterschied zum „klassischen Ehrenamt der Caritas“ festgehalten.⁶⁷ Andererseits gilt auch: Zahlreiche Personen, die in der Bürgerplattform aktiv sind, engagieren sich auch ehrenamtlich

und altruistisch motiviert bei der Caritas oder in der Pfarrgemeinde.

Pfarrgemeinden in einer Bürgerplattform

Einige örtliche Caritasverbände haben hauptamtliche Mitarbeiter(innen) im Fachdienst Gemeindec Caritas, deren Aufgabe es ist, die Diakonie der Pfarrgemeinden zu stärken und sozialräumliche Projekte in Pfarrgemeinden zu initiieren und zu fördern. Anders als die Caritas von und in sozialen Einrichtungen, die weitgehend von beruflichen Mitarbeiter(inne)n geleistet wird, ist Caritasarbeit von Pfarrgemeinden ein fast ausschließlich ehrenamtlich erbrachter Dienst.

Die Projekteinblicke und Ergebnisse bei „Impuls-Mitte“ in Hamburg zeigen, dass Pfarrgemeinden durchaus aktiv und konstruktiv den Plattformprozess mitgestalten können. Hierbei handeln die Kirchengemeinden initiativ, aber nicht vereinnehmend; sie bringen räumliche, sächliche und ideelle Ressourcen ein und sind ein Zeugnis gelebten Glaubens.

Da Pfarrgemeinden in kommunalpolitischen Prozessen kaum oder gar nicht eingebunden sind, können sie bei einem Gegenüber von Plattform und kommunaler Verwaltung bei der Durchsetzung unterschiedlich bewerteter Prioritäten eher für die Plattform Position beziehen, als dies für einen Caritasverband mit sozialem Dienstleistungsangebot in der ganzen Stadt, eingebunden in Förderstrukturen, eventuell in Abwägung verschiedener Rücksichtnahmen möglich ist.

Wenn sich eine Pfarrgemeinde als Ganze – und nicht nur in Form von Engagementbereitschaften einzelner Gemeindeglieder – in der Plattform einbringt, dann braucht es eine Entscheidung des Pfarrgemeinderats sowie das Wohlwollen von Gemeindeleitung und Pastoralteam, um kontroversen Diskussionen in der Gemeinde vorzubeugen beziehungsweise diesen so zu begegnen, dass Gemeindeglieder sich bei der Plattform als Vertreter der Gemeinde verstehen können und nicht als Einzelpersonen sprechen müssen. An Res-

ourcen bringt eine Pfarrgemeinde erhebliche Potenziale ein: zum Beispiel Treffmöglichkeiten im Gemeindehaus, Nutzung von Sachmitteln, Moderation von Gesprächsgruppen, Bereitschaft zu interreligiöser Kooperation.

Caritaseinrichtungen oder Caritasverband in der Bürgerplattform

Die Ergebnisse des CO-Projektes machen deutlich, dass Caritasverbände beim CO nicht die Trägerverantwortung einer Bürgerplattform anstreben sollten. Es geht bei der Plattform „nur“ um Mitwirkung. Wenn Caritasverbände sich dazu entschließen, den Aufbau einer Bürgerplattform zu forcieren, dann ist auf lokaler Ebene die konkrete Form eines adäquaten Einbringens auszuloten. Die Caritas ist einer von mehreren Akteuren. Sie kann offensiv oder mehr im Hintergrund stehend wirken.

Caritasverbände können Einiges einbringen: Kenntnisse der sozialen Infrastruktur im Bezirk, interkulturelle Erfahrung aus den Migrationsdiensten, Moderation von Diskussionen, Unterstützung von Trainingsmaßnahmen, Akquise von Finanzen, Kontakte zu Politik und Verwaltung, Sensibilität bei Konsenssuche. Es wird auch darauf ankommen, gemeinsame Anliegen von Caritas und Bürgerplattform zu artikulieren und einer Lösung zuzuführen. Interessensunterschiede in der Bürgerplattform zwischen verbandlicher Caritas einerseits und anderen Mitwirkenden der Plattform andererseits, sollten offengelegt werden, damit diese nicht unnötig zu Konflikten führen und dadurch möglicherweise an anderen Stellen ein bereits gefundener Konsens und die abgestimmte Lösungssuche gefährdet werden.

Einzelaspekte im CO-Ansatz

■ Die Stärke liegt im gemeinsamen Auftreten und im gemeinsamen Handeln

Die Gestaltungsarbeit in Stadtteilen ist kein „Herkulesakt“ von Einzelnen, seien es Gemeinderäte oder kommunale Verwaltung, seien es Caritasverbände, Pfarrgemeinden, Vereine oder andere Institutionen. Vielmehr ist dies ein gemeinsamer

Kraftakt aller im Bezirk wohnenden Menschen zusammen mit den dort ansässigen Institutionen und Firmen. Dazu schafft der CO-Ansatz mit seinem Ziel einer unabhängigen Plattform einen Ort und eine Methode, wie im Zusammenspiel von Person und Institution, Priorisierung und Konsensbildung auf einen gemeinsamen Nenner hin gelingt.

■ Partizipation von möglichst vielen Bewohnern von Anfang an

Menschen wollen ihr direktes Wohnumfeld mitgestalten; sie wollen mitreden und ihren Beitrag leisten, damit sich der als Konsens festgestellte Gestaltungsbedarf auch in die Richtung bewegt, welche sich die Leute vorstellen. Die Bewohner wollen weder der Stadt, noch einzelnen Institutionen die Feststellung darüber überlassen, was für den Stadtteil gut ist oder gut sein sollte. Im CO-Ansatz gelingt es nicht, alle Leute im Stadtteil zu mobilisieren. Doch ist beachtlich, welcher großer Teil der Bewohner über den CO-Ansatz, besonders durch die zahlreichen Gruppen- und Bürgergespräche, tatsächlich erreicht wird. Zunehmend trauen sich engagierte Leute in diesen Gesprächen zu, Akteure in eigener Sache (mit Nutzen für andere) zu sein und in der Plattform aktiv mitzuwirken. Der CO-Ansatz ist ein Selbstorganisationsprozess mit Eigenverantwortung der Bewohner.

■ Beziehungen vor Strukturen – eine andere Sicht der Dinge

Der CO-Ansatz geht davon aus, dass die Bewohner den gemeinsamen Beweggrund für eine Plattformgründung finden. Das, was im Stadtteil wichtig ist, besonders auch, wo die Prioritäten gesetzt werden sollen, legen die Bewohner selbst und in eigener Verantwortung fest. Dazu braucht es Beziehungen des Vertrauens, eine Atmosphäre des gewollten Miteinanders, einen Ort des Aufeinander-Hörens und Miteinander-Redens um einer gemeinsamen Sache willen. Mittlerpersonen bauen Brücken. Schlüsselpersonen gewinnen reservierte, möglicherweise aus früheren leidvollen Erfahrungen frustrierte und

zurückgezogene Personen für den neuen gemeinsamen Anfang, Ankerpersonen suchen Institutionen und Firmen für das gemeinsame Miteinander in der Plattform zu gewinnen. Die Organisationsstruktur baut auf dem Beziehungssystem auf.

■ **Unabhängigkeit macht frei und motiviert zu einem längeren Atem**

Bürgerplattformen im CO-Projekt sind finanziell unabhängig. Die Mitglieder der Plattform sind stolz, wenn am Ende die Bürger, die Firmen und die Institutionen im Stadtteil alleine die Kosten tragen. Peter Laschinski beschreibt dies bei „ImPuls-Mitte“ so: „Wir erleben das stark motivierende Gefühl – und es wird von Teilnehmern der Plattform und aus der Pfarrgemeinde bestätigt: Wir setzen Kraft und Ressourcen ein, ohne uns gegenüber staatlichen Stellen rechtfertigen zu müssen; ohne dass wir einen gesellschafts-politischen Auftrag erfüllen, der uns ‚verordnet‘ wurde oder für den wir uns in einem Interessensbekundungsverfahren beworben hätten.“⁶⁸ So kann die Bürgerplattform eigenständig und unabhängig ihre Ziele verfolgen.

■ **Arbeitsmarktpolitische Bedarfe sehen, Verantwortung dazu wahrnehmen und sich an der Lösungssuche beteiligen**

Es ist bewundernswert, wie es der Plattform „Organizing Schöneweide“ in Berlin

gelang, 2005 die Berliner Fachhochschule für Technik und Wirtschaft in den Stadtteil zu holen. Mit 8000 Student(inn)en auf dem Campus kommt neues Leben in einen Stadtteil, verbunden mit neuen Arbeitsplätzen. Um dieses strukturschwache Gebiet zu stärken, hatte die Plattform 2008 die „Schöneweide AG“ gegründet, einen Zusammenschluss von 20 ansässigen Unternehmen im Bezirk mit dem Ziel, 440 neue Arbeitsplätze bis 2010 zu schaffen. Auch Träger der lokalen Caritas haben zugesagt, neue Arbeitsplätze zu schaffen, um so arbeitsmarktpolitische Verantwortung zu übernehmen. Dies macht deutlich, dass eine Bürgerplattform auch arbeitsmarktpolitisch Manches erreichen kann. Dies gibt den Menschen Hoffnung, dies lässt sie am Gedanken festhalten, am Ort zu bleiben, diesen weiterzugestalten und nicht wegzuziehen.

■ **Größere politische Zusammenhänge sehen und Entscheidungen herbeiführen**

Die Ergebnisse in der Schaffung neuer Arbeitsplätze machen deutlich: Der Blick auf das Gemeinwesen insgesamt – nicht nur auf die Situation von Benachteiligten – führt zur Entwicklung von Vorstellungen, wie mehr Zufriedenheit und mehr Lebensqualität für die Bewohner geschaffen werden kann. Die Zusammenarbeit von Per-

sonen und Institutionen führt im Ergebnis zu Know-how und Kontakten, die eine Institution alleine – wie etwa die Caritas oder auch die kommunale Verwaltung – so nicht entwickeln kann. Es braucht das Geschick, dieses Wissen aufzuspüren, zu bündeln und zielgerecht für die Anliegen im Stadtteil zu nutzen.

*„Im Plattformprozess
initiativ sein, aber
nicht vereinnahmend“*

■ **Unterstützungsbedarfe sehen und einlösen**

Das CO-Projekt zeigt: Wo sich Caritasverbände und Pfarrgemeinden einbringen, zeichnen sich Prozesse ab, die ihrerseits einer Reflexion und Begleitung bedürfen. Es genügt nicht, Sozialrauminitiativen anzustoßen und zur Mitwirkung aufzufordern, man muss auch die Folgen im Blick haben: Es braucht Unterstützung bei der Bewältigung der internen Prozesse, damit lokale Plattformen und Sozialraumprojekte temporär und – sofern erforderlich – längerfristig Bestand haben.

4. Wie entstehen auf breiter Basis Bürgerplattformen?⁶⁹

Leo Penta

ZUR ERSTEN ORIENTIERUNG zum Projekt des Community Organizing (CO) ist es wichtig, den Prozess zu verdeutlichen, der zur Entstehung von Bürgerplattformen nach dem CO-Ansatz verfolgt wurde. Der im Folgenden geschilderte Gründungsprozess einer Bürgerplattform lässt jedoch die vielschichtigen Ziele sol-

cher Zusammenschlüsse erkennen. Zum einem geht es um den Aufbau eines handlungsfähigen Zusammenschlusses von einzelnen Organisationen, Gruppen und Institutionen mit dem Ziel positive, messbare Veränderungen hervorzurufen. Zugleich hat der öffentliche Prozess des gemeinsamen Handelns strukturelle und

erzieherische Momente: Durch die Aktivierung und Beteiligung von Bürgern werden aktuelle Probleme des unmittelbaren Umfeldes in Angriff genommen und einer Lösung näher gebracht. Dabei lernen Menschen den Umgang mit Demokratieformen und entfalten Persönlichkeitsaspekte und ein Selbstbewusstsein, die im

privaten Raum selten zum Vorschein kommen können. Ferner werden die teilnehmenden Organisationen verstärkt, damit sie ihre Einzelaufgaben besser und unter stärkerer Mitwirkung der Mitglieder versehen können.

Der Aufbau einer Bürgerplattform auf breiter Basis nach dem Muster von CO stellt vorerst akute Probleme zurück, um sich mit Beziehungen zu beschäftigen: so insbesondere mit der Knüpfung eines neuen Netzes von individuellen und institutionellen Verbindungen. Aktionen und die Beschäftigung mit konkreten Anliegen werden, im Gegensatz zur üblichen Herangehensweise, vorerst bewusst ausgeklammert, um zunächst eine tragfähige und dauerhafte Basis für eine neue Organisation zu schaffen. Das „Handwerkszeug“ dieser Beziehungsarbeit ist vor allem das Einzelgespräch. Deshalb ist Organizing zuallererst mühsame und intensive „Handarbeit“, die nicht dem Handlungsdrang des Augenblicks geopfert werden darf.

Grundsätzlich ist dabei zu beachten, dass Organizing weder eine Wissenschaft noch eine Methode ist, sondern eine handlungsorientierte, jedoch theoriegeleitete Praxis. Daher hängt das tatsächliche Entstehen einer Bürgerorganisation auf breiter Basis sehr stark von lokalen Gegebenheiten und von der Energie und Fantasie der Mitwirkenden ab. Aus der langjährigen Praxis lassen sich jedoch Grundtendenzen und Erfahrungswerte klar benennen. Am besten sollte der Prozess in drei Phasen verlaufen (wobei die Grenzen zwischen den Phasen als fließend zu verstehen sind):

1. Phase: Sondierung und Aufbau von Beziehungen

In der ersten Phase wird mittels Einzelgesprächen das Interesse an einem Zusammenschluss vor Ort sondiert. Es wird nach Personen, Institutionen und Einrichtungen gesucht, die Energie und Visionen für den Aufbau einer Organisation besitzen. Oft äußern sich diese zunächst als Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, Ärger über gesellschaftliche Entwicklungen und Appetit auf neue Lösungsversuche wie auf

deren Durchsetzung über das bisher Mögliche hinaus. Bei diesem Prozess gilt es einerseits, viele Grenzen zu überwinden, um Menschen und Institutionen zunächst auf der Basis von gemeinsamem Selbstinteresse miteinander in Verbindung zu bringen. Andererseits wird ein breiter ethischer Konsens vorausgesetzt: Gewalttätige, Rassisten und diejenigen, die eine Organisation nutzen wollen, um andere auszugrenzen, bleiben ihrerseits ausgeschlossen. Es geht darum, eine pluralistische, aber ethisch fundierte Zusammensetzung anzustreben, die für Menschen guten Willens möglichst offen gehalten wird.

Im Laufe dieser Sondierungsphase kristallisiert sich langsam eine Gruppe von Interessenten heraus, die sich zu einer vorläufigen, noch im Wachsen begriffenen Kerngruppe formiert. In der Regel besteht diese Kerngruppe vorerst aus Schlüsselpersonen, die wichtigen intermediären Institutionen angehören: Kirchengemeinden, Gewerkschaften, Wohlfahrtsverbänden, Bürgerinitiativen, Nachbarschaftseinrichtungen, Selbsthilfegruppen usw. Mit der Zeit wächst diese Gruppe nicht nur durch neu hinzukommende Organisationen, sondern sie erreicht weitere Schichten beziehungsweise Kreise innerhalb der schon beteiligten Organisationen.

Am Ende dieser Phase beschließt die Gruppe, eine CO aufzubauen und bildet einen immer noch vorläufigen und offenen Gründungskreis.

Zur Durchführung dieser ersten Phase bedarf es einer oder besser einiger Personen, die systematisch und intensiv Gespräche zur Erkundung von Interessen im Zielgebiet führen. Optimal ist es, wenn diese Personen freiwillig oder als Teil ihrer bereits bestehenden Aufgaben und mit Begleitung eines erfahrenen Organizers arbeiten können. So wurde das Verhältnis von der Projektleitung zu den Ankerpersonen vor Ort im Projekt konzipiert.

2. Phase: Der Gründungskreis

In der zweiten Phase beginnt sich, sofern das erforderliche Interesse vorhanden ist, die Kerngruppe als „Gründungskreis“ zu

verstehen und als solcher zu wirken, etwa als zunächst informeller Förderkreis für die noch zu gründende Bürgerplattform. In dieser Phase haben drei voneinander nicht zu trennende Aufgaben den absoluten Vorrang:

- Die ständige Erweiterung des Kreises der potenziellen Mitgliedergruppen auf ein „kritisches Potenzial“ hin. Das Ziel ist, eine für den Stadtteil/die Stadt „kritische Masse“ von Gruppen zusammenzubringen. Dies geschieht durch den intensiven Aufbau von neuen Kontakten und Beziehungen unter den verschiedenen Interessenten. Jede Gruppe soll sich nach ihren eigenen Grundregeln entscheiden, ob sie sich bei der zu gründenden Plattform einbringen will.

- Fundraising mit dem Ziel, einen Förderfonds zu schaffen, der die Arbeit der neuen Organisation während der ersten drei Jahre vorfinanzieren kann. Für eine Organisation der in Deutschland beabsichtigten Größenordnung beträgt die notwendige Summe zwischen 70.000 und 100.000 Euro pro Jahr. Dies ist das „Saatgeld“ (seed money) für eine unabhängige Bürgerorganisation, die sich dann zunehmend selbst finanzieren muss, bis das langfristige Ziel der Eigenfinanzierung erreicht ist.

- Trainings und Seminare für den wachsenden Kreis von Teilnehmern, der sich immer weiter auf die Mitgliedschaft der beteiligten Organisationen ausbreitet. Diese Seminare finden zum einen vor Ort in Form von ganz- und mehrtägigen Trainings, zum anderen als länger andauernde Ausbildungseinheiten in England oder in den USA statt. Bei diesen Trainings werden die Grundlagen des Organizing sowie die Methoden der Selbstorganisation vermittelt.

3. Phase: Das Entstehen der neuen selbstständigen Bürgerorganisation

Wenn die zweite Phase soweit gediehen ist, dass die Grundbedingungen annähernd erfüllt sind (das heißt, dass ein Potenzial an organisierten Menschen, Gruppen und organisiertem Geld entstanden ist), wird die „Geburt“ der neuen Bürgerorganisati-

on eingeleitet. Der Gründungskreis erweitert sich und bereitet in der Regel eine Gründungsversammlung vor, in der sich die Gruppen, Organisationen und Institutionen zur gegenseitigen Zusammenarbeit verpflichten.

Jetzt beginnt auch der noch intensivere Aufbau der Basis. Mehrere Schlüsselpersonen von jeder partizipierenden Gruppe nehmen an Trainings und Workshops teil. Mit dieser erweiterten Basisgruppe kann in der Folge auch der unmittelbare Prozess der Themenfindung beginnen. Die neue Plattform führt schließlich systematisch viele kleine Treffen mit etwa zehn bis 15 Teilnehmern sowie Hunderte von persönlichen Einzelgesprächen in der Stadt/im Stadtteil durch. Auf diese Weise identifiziert sie Themen und Probleme, die für weite Teile der Bevölkerung relevant sind. Gleichzeitig ermittelt sie weitere Schlüsselpersonen, die für die Mitarbeit in der Organisation im Rahmen dieser Themen gewonnen werden können. Es gilt, wie bei allen CO-Aktivitäten, die eiserne Regel: „Nie etwas für andere (Personen, Familien, Gemeinden, Wohnquartiere, Stadtteile) tun, was diese für sich selbst tun können“.

Ferner muss in dieser Phase ein erfahrener und qualifizierter hauptamtlicher Organizer (weiblich oder männlich) angestellt werden. Der Organizer leitet die Organisation nicht, sondern hat den Auftrag, sich mit ihrem täglichen Fortkommen zu beschäftigen. Dies geschieht durch Einzelgespräche, die Begleitung von Aktionskampagnen, die Durchführung von Trainings und die Sorge um Verbindlichkeit und Verantwortung, die wesentlich die Kultur von Organizing ausmachen. Der Organizer steht wiederum in einem Mentoringverhältnis zu einer erfahrenen Person, die das Vorhaben begleitet. Die Leitung der Plattform bleibt jedoch immer in den Händen des demokratisch zusammengesetzten Leitungsteams der neuen Organisation.

Diese dritte Phase gipfelt in einer sorgfältig geplanten Gründungsveranstaltung, in der die Plattform das erste Mal eine größere Anzahl von Menschen zusammenbringt und in die Öffentlichkeit tritt. Häufig wird dort eine breite Themenpalette verabschiedet. Hauptsächlich geht es aber darum, die neue Organisation in der Öffentlichkeit „in Stellung“ zu bringen: Im Mittelpunkt steht deshalb die Vorstellung

und Bekanntmachung der mitwirkenden Menschen sowie deren Gruppen und Institutionen, der finanziellen Ressourcen und nicht zuletzt der Verbündeten. Vor allem wird hier die Unabhängigkeit der neuen Organisation klar herausgestellt.

Und danach?

Die Arbeit der neuen Organisation besteht in der Durchführung von öffentlichen Aktionen, um im Hinblick auf die zuvor ermittelten Themen und Probleme greifbare Lösungen und Verbesserungen zu erreichen. Im Mittelpunkt steht weiterhin die Arbeit mit den Menschen, deren Potenziale und Handlungskompetenzen durch Organizing entfaltet und gestärkt werden sollen. Diese Menschen werden zu Schlüsselpersonen in der Organisation, die Einzelgespräche und Bürgertreffen durchführen, neue Beziehungen knüpfen und schließlich in öffentlichen Verhandlungen mit Politikern und Vertretern aus Wirtschaft und Verwaltung Problemlösungen verhandeln und vereinbaren. Organizing leistet so einen Beitrag zum Ausbau einer engagierten und aktiven Bürgergesellschaft und letztlich einer gerechteren Gesellschaft.

5. Einsam bist du klein ...⁷⁰

Maria-Elisabeth Küpper

„EINSAM BIST DU KLEIN, aber gemeinsam werden wir Anwalt des Lebendigen sein ...“ Dieser Kanon von F. Barth und P. Janssens wurde in den 1980er Jahren in Deutschland ausgehend von Kirchen- und Katholikentagen gerne und viel gesungen. Es wurde damit leidenschaftlich zum Aufbruch in eine gemeinsam gestaltete Zukunft aufgerufen. Das Ziel war klar: Es ging um alles, um das Leben und das Lebendige. Wer wollte da nicht dabei sein? Und wer konnte nicht zur Genüge das Gefühl der Machtlosigkeit, des Ausgeliefertseins, das Gefühl des „Allein kannst du nichts bewegen“?

Gut zwanzig Jahre später: Das Lied ist verklungen, die Aufbruchsbewegung vorbei – jeder kehrt vor seiner Tür. Man genügt sich wieder in und mit der eigenen Gemeinde, sorgt, dass es im eigenen Betrieb – vermeintlich – (gut) läuft. Doch es läuft nur bedingt gut. Aufs Ganze gesehen verliert die christliche Gemeinde vor Ort langsam und zunächst kaum merklich an Kraft, an Ausstrahlung, an ansteckender Lebendigkeit.

Und heute: Die christliche Gemeinde vor Ort ist alt geworden; die zum Aufbruch Bewegten der 1980er Jahre haben kaum Mitstreiter gefunden, die den immerwäh-

renden Ruf zum Aufbruch weitertragen. Die christliche Gemeinde vor Ort hat scheinbar den Anschluss an das Leben der Menschen verloren. Und so breiten sich wieder Gefühle von Machtlosigkeit und Ratlosigkeit bis hin zur Resignation aus. „Einsam bist du klein ...“

In einer ähnlichen Lage zeigte sich die vor fünf Jahren gerade frisch fusionierte katholische Kirchengemeinde Herz Jesu im Hamburger Stadtteil Hamm mit ihrem Filiationenstandort St. Olaf im Stadtteil Horn. Denn die Fusion war vollzogen worden, ohne dass die beiden Gemeinden entsprechend auf die neue Situation vorberei-

tet waren. Die Verletztheit über die „Entscheidung von oben“, die die Eigenständigkeit genommen hatte und das Gefühl, bevormundet, ja geradezu entmündigt worden zu sein, öffneten der ohnmächtigen Wut, dem Trotz und auch der Resignation in der St.-Olaf-Gemeinde weiten Raum. Und in der vermeintlichen „Siegergemeinde“ Herz Jesu wuchs mit der Angst davor, was sie noch alles abgeben und verlieren könnte, eine gewisse Ablehnung der neu dazugekommenen Gemeinde. „Es wird mit uns gemacht, was wir nicht wollen, und wir haben keinen Einfluss darauf.“ So könnte man die Stimmung beschreiben, die beiden Gemeindeteilen gemeinsam war.

Frust und Verletzung

Zum anderen galt es besonders für die St.-Olaf-Gemeinde, die über viele Jahre wenig Außenkontakte gepflegt hatte, sich zu öffnen für die Welt jenseits des Kirchturms und der Gottesdienstgemeinschaft. Denn gerade dieser Kirchenstandort befindet sich in einer durch viele Muslime geprägten Nachbarschaft.

Als dann im Oktober 2005 die Anfrage an die Kirchengemeinde kam, ob sie sich vorstellen könnte, sich in einer neu zu gründenden Bürgerplattform zu engagieren und sich schon beim Aufbau dieser Plattform zu beteiligen, schien damit eine gute Möglichkeit gegeben zu sein, über ein äußeres gemeinsames Thema die beiden fusionierten Gemeindeteile ein Stück zusammenzuführen. Gleichzeitig bot diese Idee die Chance auf einen Erfahrungsraum, der jenseits der durch die Fusion erlittenen Verletzungen lag und so ermöglichen konnte, sich gegenseitig neu zu begegnen und kennenzulernen, ein Erfahrungsraum, der nicht die gegenseitige Abgrenzung verstärkte, sondern vielmehr die Möglichkeit bot, Gemeinsamkeiten zu entdecken und sich gemeinsam für ihren neuen, vergrößerten Lebensraum zu engagieren. Diese Chance zum konstruktiven Umgang mit der schmerzlichen Fusionserfahrung war ein wichtiger Grund für den Einstieg der katholischen Kirchengemeinde in die Mitarbeit am Aufbau und mittler-

weile auch am konkreten Engagement der Bürgerplattform „ImPuls-Mitte“.

Nun ist die katholische Kirchengemeinde von Beginn an aktives Mitglied der Bürgerplattform „ImPuls-Mitte“. Sie bekommt konkrete Gesichter in der Plattform durch einige Gemeindemitglieder, die zu den regelmäßig stattfindenden Quartaltreffen kommen und die sich an bestimmten Aktionen beteiligen. Außerdem ist der Pfadfinderstamm „Charles de Foucauld“ der Kirchengemeinde durch einige Mitglieder der Leiterrunde in der Plattform vertreten. Um das Zusammenspiel von Kirchengemeinde und Bürgerplattform zu gewährleisten, kommt es entscheidend darauf an, dass es hier einen guten Informationsaustausch und Kommunikationsfluss gibt. Ohne diese Vermittlerrolle würde die Kirchengemeinde den Kontakt zur Plattform verlieren und die Plattform ihrerseits den Bezug zu einem Teil der Bürger. Wo die Vermittlung gut gelingt, wird auch eine Institution innerhalb der Bürgerplattform gut wahrgenommen.

Das ist wichtig bei allen Entscheidungsprozessen innerhalb der Plattform, vor allem, wenn es darum geht, welche Aufgaben angepackt werden sollen und für welche Ziele man sich einsetzen möchte. Da hat niemand ein Vetorecht. Immer geht es darum, im Dialog miteinander einen gemeinsamen Weg zu finden. So hat auch die katholische Kirchengemeinde nicht mehr Stimmrechte in der Bürgerplattform als die Moscheegemeinde, als der Fußballclub oder die Gruppe der freien Bürger. Will sie eigene Ziele durchsetzen, muss sie versuchen, andere Mitgliedsgruppen von der Gewichtigkeit ihres Anliegens zu überzeugen, damit man in Solidarität miteinander dem Engagement Kraft verleiht und es zum Erfolg führen kann.

So ist es zum Beispiel geschehen beim gemeinsamen Einsatz für einen barrierefreien Zugang zu einer U-Bahn-Station direkt an der evangelischen und der katholischen Kirche in Hamm, von dem alle weiteren anliegenden Institutionen wie Kindergärten und Schule, wie auch Menschen mit Kinderwagen, mit Rollatoren oder auch Menschen mit Behinderungen profitieren konnten.

Unabhängig aber von den direkten Themen, die in der Bürgerplattform gemeinsam bearbeitet werden, erreichte die Kirchengemeinde ein entscheidendes Ziel: Sie wird mehr wahrgenommen in der eigenen Gemeinde wie auch in der Öffentlichkeit als eine Institution, die sich für die Belange der Menschen in ihrem Lebensraum interessiert, die sich nicht zu schade ist, die Hände schmutzig zu machen, wenn es darum geht, sich für bessere Lebensbedingungen im Stadtteil einzusetzen, unabhängig davon, ob die Betroffenen auch zur eigenen Kirchengemeinde gehören.

Dieses Verständnis von einer neuen Kultur des Miteinander-Mensch-Seins und von gelebter christlicher Partizipation ist in der katholischen Kirchengemeinde Herz Jesu nicht als selbstverständlich vorauszusetzen. In den Gremien findet es zwar Sympathisanten, doch es gibt gerade aus den Gremien so gut wie keine aktive Beteiligung an der Mitarbeit in der Bürgerplattform. Immerhin konnten sich Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat mit großer Mehrheit für die Bewilligung der finanziellen Selbstbeteiligung an der Bürgerplattform entscheiden.

Inwieweit das Engagement in der Bürgerplattform dazu beigetragen hat, das eine ursprüngliche Ziel zu erreichen, dass die beiden Gemeindeteile Herz Jesu, Hamm und St. Olaf, Horn einander näher kommen, ist schwer zu sagen. Sicherlich gelungen ist das Heraustreten der Kirchengemeinde aus einer stärker nach innen gerichteten Aufmerksamkeit zugunsten eines langsam wachsenden Interesses am Leben im Stadtteil.

Nach fast fünf Jahren Erfahrung mit dem Aufbau und der Arbeit in der Bürgerplattform, möchte ich heute sagen, dass sich der Einsatz trotz mancher mühsamer Streckenabschnitte gelohnt hat und lohnt. Es sind vor allem die Möglichkeiten der christlichen Partizipation und des vielfältigen Miteinanders, die für mich die Mitarbeit in der Bürgerplattform so wertvoll und sinnvoll machen. Es ist ein wesentlicher Baustein an der Zukunft einer am Gemeinwohl orientierten pluralen Gesellschaft.

6. Community Organizing als neue Form von Gemeindecaritas?⁷¹

Peter Laschinski

IM JAHRE 2005 konfrontierten uns Professor Penta und DCV-Referatsleiter Eugen Baldas mit der Frage, ob das Erzbistum Hamburg und der Caritasverband für Hamburg ein neu zu entwickelndes Community-Organizing (CO)-Projekt unterstützen könnten. Auf diese Weise ließe sich eine neue Form kirchlicher Begleitung von bürgerschaftlichem Engagement verwirklichen. Die Abteilung Pastoral im Erzbischöflichen Generalvikariat, der Landes-caritasverband Hamburg und die DCV-Gemeindecaritas hatten zwar schon seit zehn Jahren Erfahrungen miteinander gesammelt bei der Gründung und Begleitung des gemeinsam getragenen Freiwilligen-Zentrums in Hamburg. Niemand von uns Hamburgern hatte jedoch bis zu diesem Zeitpunkt eine konkretere Vorstellung davon, was aus diesem neuerlichen Engagement, das für den Stadtteil Hamm-Horn vorgesehen war, werden sollte. Im Verlaufe der letzten Jahre hatten wir kirchliche Träger jedoch eine Reihe von wichtigen und hilfreichen Erfahrungen gemacht, die uns bei diesem Vorhaben zustatten kamen: mit der Politik, mit Handelnden in einem neu entstehenden Netzwerk, mit einer Kirchengemeinde, die unter Fusionsplänen leiden musste, mit Menschen vor Ort, die wir ansonsten niemals getroffen hätten, mit ökumenischen Partnern, die ihre je eigenen Veränderungen und Reduzierungen offen darstellen, mit hauptamtlichen Profis im Haus, die sich abwenden, mit Ehrenamtlichen, die aus ihrer Ausbildung heraus neue Perspektiven im CO-Projekt erfahren.

Wir erleben nunmehr indes eine „gemeinsame Sache“ von Pastoral und Caritas, die sich vorwiegend nicht in der „Mitte der Gemeinde“ abspielt, sondern im wahrsten Sinn des Wortes am Rande, an den Hecken und Zäunen, mit Menschen,

die auf den ersten Blick nicht zu den „Ausgewählten“ gehören. Wir stellen uns deshalb heute nach den gemachten Erfahrungen auch selbstkritisch durchaus die Frage: Ist das noch oder schon wieder Arbeit der Caritas? Selbst hauptamtliche Mitarbeiter fragen sich: Was bringt dies uns? Und wir in der Pastoral Tätige stellen uns zweifelnd die Frage: Was soll das Ganze? Insofern stehen wir noch nicht am Ende mit unserer Prüfung und unseren Reflektionen.

Wir erleben aber ein stark motivierendes Gefühl, und es wird uns von Teilnehmern aus der Plattform, aus der Gemeinde bestätigt: Wir setzen Kraft und Ressourcen ein, ohne dass wir uns dafür gegenüber staatlichen Stellen rechtfertigen müssen; ohne dass wir einen gesellschaftlich-politischen Auftrag erfüllen, der uns „verordnet“ wurde oder für den wir uns in einem Interessen-Bekundungs-Verfahren beworben hätten. Und wir stellen zudem fest, dass wir in einen fruchtbaren Dialog mit Gruppen eintreten, die uns Autorität nicht wegen unseres Namens, sondern aufgrund unseres begründeten Handelns zusprechen.

Über unser Freiwilligen-Zentrum wurden in der Vergangenheit bereits Senior-Trainer im Rahmen des Bundesprogramms EFI (Erfahrungswissen für Initiativen) ausgebildet, die sich nunmehr vor Ort engagieren. Nicht zuletzt auch dadurch erfahren wir Kompetenz von Plattformpartnern, zum Beispiel der evangelischen Fachhochschule für Sozialpädagogik. Hierdurch wird es uns auch leichter möglich, neue Netzwerke zu knüpfen. Und schließlich: Die Caritas, die in Hamburg eine ganz eigene Zuständigkeit als kleinerer Wohlfahrtsverband seitens der Sozialbehörde zugeordnet bekommt, erreicht zusätzliche Aufmerksamkeit.

Wir erfahren aber auch durch Beteiligte vor Ort in der katholischen Gemeinde und im Dekanat pastorale Beachtung, die uns verloren gegangen war. Gesellschaftlich sind wir Gesprächspartner von Stiftungen, von Parteien, von der Handelskammer und – von neuen Organisationen im „Mainstream“ geworden, weil diese sich ebenfalls mit der Förderung von „bürger-schaftlichem“ Engagement beschäftigen und entsprechend einbringen wollen. Zudem sucht der Bund islamischer Gemeinden in Norddeutschland das Gespräch mit uns, um seinerseits zum Beispiel die Gründung eines eigenen Wohlfahrtsverbandes zu prüfen. Wir werden nicht mehr als „Wettbewerber“, sondern als glaubwürdiger Gesprächspartner angesehen.

Bei der Fusion hatte sich der Gemeindegemeinde-Horn nicht als Sieger, sondern als Verlierer im wahrsten Sinn des Wortes gefühlt. Aufgeschlossene Mitglieder in den Gremien der Gemeinde sehen heute die Möglichkeit, im Stadtteil gemeinsam mit den evangelischen Nachbar-Standorten neue Wege zu gehen. Insbesondere Frauen aus der Moschee haben mittlerweile die Chance ergriffen und nehmen Bildungsangebote im katholischen Gemeindehaus wahr. Sie schaffen damit neue Netzwerke, die es ihnen erlauben, eine gewisse Unabhängigkeit für sich, vor allem aber für ihre Kinder zu finden und zu nutzen. Vor Ort nehmen muslimische Mädchen Angebote in Sportvereinen wahr, die sie in der Schule nur schwerlich erlaubt bekommen hätten.

Neuer Imagegewinn

Kirche, das kann man sagen, hat ein neues Image errungen, und dieses ist positiver, als es früher war. Dies auch deshalb, weil durch die Fusionspläne für Pfarrgemeinden auch ein deutlicher Stillstand, wenn

nicht sogar ein spürbarer Einbruch von Aktivitäten festzustellen war. Kirche und Caritas als Hintergrund-Mit-Tragende werden somit auch in einem guten Sinn als „missionarisch“ empfunden. Dies alles, und das kann deutlich gesagt werden, ist nur ein sekundäres Ergebnis unserer Entscheidung für das CO-Projekt in Hamburg. Das primäre Ziel, Menschen in neuen Zusammenhängen zu befähigen, sich selbst vor Ort in die Gesellschaft einzubringen, am sozialen, politischen Dialog auf neue Weise teilzunehmen beziehungsweise teilzuhaben, gestaltend die Stimme zu erheben, ohne von etablierten Personen oder Organisationen vereinnahmt zu werden, stand und steht dabei weiterhin ganz entscheidend im Vordergrund.

Indem wir uns allerdings darauf eingelassen haben, wohl wissend um die eige-

nen, nicht geringen Defizite im Bereich von Gemeindecaritas, haben wir unsere Handlungsmöglichkeiten erweitert. Wir gewannen dadurch zusätzliche Wirkungschancen, die bislang allenfalls im Hintergrund wahrgenommen, aber nur sehr schwach „vermarktet“ werden konnten. Es macht uns folglich stolz, dass wir als Caritas dazu noch oder wieder fähig sind. Und es stimmt uns froh, dass es in unserem Verband möglich ist, diese neue beziehungsweise ergänzende Form bürgerschaftlichen Engagements zu unterstützen. Wir bejahen diesen Weg, auch wenn eine Menge Fragen noch offen bleiben oder neue dabei sogar entstehen.

Sicherlich ersetzt Community Organizing nicht die Arbeit von Gemeindecaritas und macht sie auch keineswegs überflüssig: Im Gegenteil, diese ergänzende Unterstüt-

zung von Engagement vor Ort schafft eine zusätzliche Schubkraft, in neuen pastoralen Räumen unserer Kirche Partner für regionale Lösungen der Menschen zu sein. Darüber hinaus schafft die CO-Arbeit durch die Erfahrung, dass Befähigung auf allen Seiten vorhanden ist und gefördert werden muss und kann, auch das erforderliche Selbstbewusstsein, das nötig ist, um den veränderten Weg unserer Gemeinden mitzugehen.

Dabei kann das Evangelium, dem wir folgen, nie nachträgliche Bestätigung sein, sondern sollte immer als Erstantrieb wirken, die Wege für und mit den Menschen zu gehen und ihnen die Gewissheit zu geben, dass sie dazu befähigt sind, füreinander und miteinander Neues, Besseres zu schaffen.

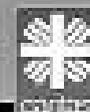
Schnurstracks zum Engagement: Online-Beratung

Ehrenamt und Freiwilligendienste

Sie wollen sich im Inland oder Ausland engagieren?

Sie möchten wissen wie und wo?

Wir geben Ihnen Antworten!



www.caritas.de/freiwilligenberatung oder www.caritas.de/engagementberatung

D Anhang und Service

1. Anmerkungen und Literaturhinweise

Anmerkungen

1. Vgl. POTT, Martin: *Wie werden Administrationsräume zu Lebensräumen? In: neue caritas Jahrbuch 2011. Freiburg, 2010, S. 60–64, insb. S. 60.*
2. DEUTSCHER CARITASVERBAND E. V.: *Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen. Impulspapier. In: neue caritas Heft 3/2011, S. 32ff.*
3. PAPST BENEDIKT XVI.: *Enzyklika Deus caritas est, Nr. 31 vom 25.12.2005, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 171, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn, 2008.*
4. HINTE, Wolfgang: *Fälle, Felder und Budgets. Zur Rezeption sozialraumorientierter Ansätze in der Jugendhilfe, in: MERTEN, Roland (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Zwischen fachlicher Innovation und rechtlicher Machbarkeit. Weinheim/München, 2002, S. 91–126, hier S. 93.*
5. Vgl. KGST (Hrsg.): *Kontraktmanagement zwischen öffentlichen und freien Trägern in der Jugendhilfe. Köln, 1998, S. 45.*
6. Vgl. PETERS, Friedhelm; STRUCK, Norbert: *Flexible Hilfen und das Neue Steuerungsmodell – oder: warum Flexibilität nicht gleich Flexibilität ist, in: PETERS, Friedhelm; TREDE, Wolfgang; Winkler, Michael (Hrsg.): Integrierte Erziehungshilfen – Qualifizierung der Jugendhilfe durch Flexibilisierung und Integration? Frankfurt a. M., 1998, S. 73–94, hier S. 74.*
7. BOOMGAARDEN, Theo: *Flexible Erziehungshilfen im Sozialraum – Mehr als nur ein neues Konzept. In: Ders. (Hrsg.): Flexible Erziehungshilfen im Sozialraum. Theoretische Grundlagen und praktische Erfahrungen. Münster, 2001, S. 10–68, hier S. 14.*
8. Ebd. S. 16.
9. Merchel, Joachim: *„Hilfen aus einer Hand“. Ein Traum sozialpädagogisch ambitionierter Reformer? Von den Schwierigkeiten eines seinen Realisierungsbedingungen nicht ausreichend reflektierenden Reformkonzeptes, in: PETERS, Friedhelm; TREDE, Wolfgang; WINKLER, Michael (Hrsg.): Integrierte Erziehungshilfen, a. a. O., S. 297–321, S. 319.*
10. MIEGEL, Meinhard; WAHL, Stefanie: *Das Ende des Individualismus. Die Kultur des Westens zerstört sich selbst. München, 1993, S. 142.*
11. Vgl. SENNETT, Richard: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin, 1998; HONNETH, Axel: Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung, in: Ders. (Hrsg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Frankfurt/New York, 2002; MÜHREL, Eric: Verantwortung. Eine ethnosoziale Arbeit, in: Sozialmagazin, Heft 7/2003.*
12. Vgl. Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen, in: *neue caritas, 3/2011, S. 32ff.*
13. KEHL, Medard: *Wohin geht die Kirche? : Eine Zeitdiagnose. Freiburg, 1996, S. 131.*
14. GABRIEL, Karl: *Christentum zwischen Tradition und Postmoderne. Freiburg/Basel/Wien, 1992, S. 200.*
15. Wiederabdruck des Beitrages von Franz MEURER: *Ort Macht Heil. In: MEURER, Franz; OTTEN, Peter; BECKER, Silvana (Hrsg.): Ort Macht Heil. Ein Lese- und Praxisbuch über lebensraumorientierte Pastoral in Köln HöVi (Höhenberg-Vingst), LIT Verlag Berlin, 2007, S. 11f.*
16. Aus: HANDKE, Peter: *Am Felsenfenster morgens (und andere Ortszeiten 1982–1987), Salzburg/Wien, 1998, S. 151.*
17. Vgl. AHERN, Bertie: *„The great question facing Irish society is whether we as a community are prepared to obey the commandment to love our neighbour? Are we prepared to say that material values are not the highest values in our society?“, aus: The Irish Catholic, Wochenzeitung vom 3.6.2004, S. 10.*
18. Vgl. FENGLER, Klaus: *Fachdienst Gemeindencaritas im pastoralen Raum: Auftragslage und Aufgabenwahrnehmung im vorliegenden Heft „neue caritas spezial“, S. 18–22.*
19. Vgl. HEIL, Hanno: *Alte Menschen – eine Chance für lebendige pastorale Räume und SPAZIER, Roland: Caritative Einrichtungen in pastoralen Räumen am Beispiel stationärer Altenpflegeeinrichtungen und der offenen sozialen Altenarbeit des Verbandes VKAD in diesem Heft „neue caritas spezial“, S. 35–37.*
20. Vgl. DEVIC, Rudolf; SCHOHE, Stefan: *Nachwort zur 2. Auflage, in: SCHMÄLZLE, Udo Fr. u. a.: Menschen, die sich halten – Netze, die sie tragen. Analysen zu Projekten der Caritas im lokalen Lebensraum. Münster, 2009, S. 538–543.*
21. *Wer will „Menschen guten Willens“, das heißt Menschen, die nicht kirchlich gebunden sind, daran hindern, sich in sozialen und diakonischen Initiativen der Pastoralräume zu engagieren? Hier gilt es für Kirche und diakonische Initiativen, „über den Tellerrand hinaus-zuschauen“ und mutig den Binnenraum zu überschreiten. Es wollen sich mehr Menschen guten Willens beteiligen, als das der milieuverengte Innenblick wahrzunehmen gewohnt ist.*
22. Vgl. POTT, Martin in: *Leben im Pastoralraum?! in diesem Heft, S. 39–43.*
23. *Impulspapier des Deutschen Caritasverbandes: „Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen“. In: neue caritas Heft 3/2009, S. 32–39. Hinweis: Nach den Beratungen der Delegiertenversammlung des Deutschen Caritasverbandes (DCV) hat der Vorstand des DCV das Impulspapier fertig stellen lassen und am 22. Dezember 2008 zur Veröffentlichung freigegeben.*
24. Vgl. POTT, Martin: *Leben im Pastoralraum?! in diesem Heft, S. 39–43.*
25. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.): *Arbeitshilfe Nr. 213 „Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“. Dokumentation des Studientages der Früh-*

jahrs-Vollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn, 2007.

26. Vgl. OBERLEITNER, Peter; KORBMAN, Klaus; KORBMAN, Klaus; DEVIC, Rudolf: Ansprechpartner/Beauftragte für Diakonie in den pastoralen Räumen in diesem Heft „neue caritas spezial“ S. 16-18; vgl. zu den diesbezüglichen Aktivitäten verbandlich organisierter Ehrenamtlicher auch: BARROIS, Frank: Den Menschen nah. Freiwillig und kompetent. CKD (Caritas Konferenzen Deutschlands) – Das Netzwerk von Ehrenamtlichen in diesem Heft „neue caritas spezial“ S. 22-25.

27. Vgl. Pastoralconstitution „Gaudium et spes“, Präambel, „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi...“, Quelle: www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_const_19651207_gaudium-et-spes_ge.html.

28. Zum Beitrag insgesamt siehe: Caritas im pastoralen Raum. Diakonische Perspektiven in neuen pastoralen Strukturen. Orientierungsrahmen zur inhaltlichen Ausgestaltung des Eckpunktes Caritas: Caritatives Handeln in Pastoralen Konzepten im Erzbistum Köln, Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln (Hrsg.), Schriftenreihe, 2010. Vgl. auch: DESOY, Valentin: Führen und Leiten von Pfarren, Differenzierte Rollenarchitektur in zukunfts-fähiger Sozialgestalt, in: ThPQ 157/2009.

29. MARX, Reinhard: Die Vergrößerung des pastoralen Raumes und die Nähe zu den Menschen, in: SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ: Mehr als Strukturen ... Entwicklungen der pastoralen Neuordnung in den Diözesen (Arbeitshilfe 213). Bonn, 2007, S. 64.

30. NOACK, Wilfried: Gemeinwesenarbeit. Freiburg, 1999, S. 29.

31. CARITAS-KONFERENZEN DEUTSCHLANDS E.V. (Hrsg.): Caritas-Konferenzen im Spannungsfeld der neuen Seelsorgeräume. Freiburg, 2009, S. 4.

32. Vgl. zum Abschnitt insgesamt: DESOY, Valentin: Partner auf Augenhöhe und Träger der Botschaft. Das „neue“ Ehrenamt in einer missionarischen Kirche, in: DERS./LAMES, Gundo (Hrsg.), „Denn sicher gibt es eine Zukunft“ (Spr 23,18). Strategische Perspektiven kirchlicher Organisationsentwicklung. Trier, 2008,

S. 215f.

33. Claudia Gabriel ist Mitarbeiterin für den Fachdienst Gemeindec Caritas im Caritasverband Rhein-Sieg, sie ist dort in der fachlichen Begleitung und Entwicklung pastoraler Teilkonzepte zur Caritas tätig und kann bereits auf abgeschlossene Prozesse zurückblicken. Frageformulierung: Klaus Fengler.

34. Vgl. BENDER, Walter: Forschungsprojekt „Kirchliches Ehrenamt“, Universität Bamberg, 1998, S. 23. Ferner auch BALDAS, Eugen; BANGERT, Christopher (Hrsg.): Ehrenamt in der Caritas. Freiburg, 2008.

35. Vgl. GLANDORF-STROTSMANN, Gabriele: ...damit Engagement wächst – zur Kooperation eines Freiwilligen-Zentrums mit Pfarreien. In: HERTING, Maria; KRELL, Wolfgang; BALDAS, Eugen; ROTH, Rainer A. (Hrsg.): Freiwilligen-Zentren, Ferment einer solidarischen Gesellschaft. Freiburg, 2007, S. 94–98, hier: S. 95f.

36. Vgl. SCHMÄLZLE, Udo Fr.; SCHÜRMEYER, Stefan; GUNNEMANN, Torsten; THERRE, Markus; HONNACKER, Ana: Menschen, die sich halten – Netze, die sie tragen. Analysen zu Projekten der Caritas im lokalen Lebensraum. 2., überarbeitete Auflage. Münster, 2009.

37. SCHMÄLZLE, Udo Fr.: Gemeinsam sind wir stark – eine Utopie wird Wirklichkeit, in: neue caritas Heft 15/2008, S. 9–12; zit. S. 12.

38. Caritas im pastoralen Raum. Diakonische Perspektiven in neuen pastoralen Strukturen. Köln, 2010.

39. LECHNER, Martin: Kirche muss vor Ort bleiben. Denkversuch einer orts- und gemeinde-zentrierten Seelsorge. In: Unsere Seelsorge Heft 1/2011, S. 16–21.

40. DEUTSCHER CARITASVERBAND: Sozialraumorientierung in der Caritasarbeit: Diskussionspapier für die verbandsweite Debatte. In: neue caritas Heft 8/2011, S. 36–43; zit. S. 36.

41. Redemptor hominis. Enzyklika Papst Johannes Paul II. (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 6). Bonn, 1979, 27.

42. Kirchenkonstitution Lumen gentium – Quelle: www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_const_19641121_lumen-gentium_ge.html (19.1.2011).

43. Vgl. hierzu insgesamt: KLINGER, Elmar: Armut – eine Herausforderung Gottes. Der

Glaube des Konzils und die Befreiung des Menschen. Zürich, 1990. Insbesondere Klingers „Kurzformel“: „Alle Dogmen haben einen pastoralen Sinn und alle Pastoral hat eine dogmatische Bedeutung.“ (S. 86.)

44. Pastoralconstitution Gaudium et spes, Anmerkung zur Überschrift – Quelle: www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_const_19651207_gaudium-et-spes_ge.html (19.1.2011).

45. DOMIN, Hilde: Gesammelte Gedichte. Frankfurt, 1987.

46. ETHEBER, Alfred: Caritas in neuen pastoralen Räumen, in: Caritas in NRW Heft 4/2010, vgl. S. 4–6, zit. S. 5.

47. Ebd.

48. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ: Berufen zur caritas (= Die deutschen Bischöfe, Nr. 91). Bonn, 2009, S. 14.

49. Ebd. S. 15.

50. HEMMERLE, Klaus: Wenn ich Ich sage, sage ich auch Du. In: Zeichen der Zeit. 2. Diözesantag der Katholischen Familienbildungsstätten im Bistum Aachen 1991 (Erfahrungen, Herausforderungen, Konzepte 5). Aachen, 1992, S. 4–9. Siehe auch: www.klaus-hemmerle.de/cms-joomla/index.php?option=com_content&view=article&id=650:wenn-ich-ich-sage-sage-ich-auch-du&catid=25:predigten&Itemid=35 (6.3.2011).

51. Unsere Hoffnung. Ein Bekenntnis zum Glauben in dieser Zeit. In: Gemeinsame Synode der Bistümer in der BRD, Offizielle Gesamtausgabe I. Freiburg 2/1976, S. 101.

52. Aus: Caritas-Werkzeugkasten Diakonie. Thema Armut. Grundlagen, Hilfsmittel, Projekte. Caritas St. Gallen, 2011.

53. Aus: Caritas-Werkzeugkasten Diakonie. Thema Armut. Grundlagen, Hilfsmittel, Projekte. Caritas St. Gallen, 2011.

54. Weitere Informationen zur Engagement-Online-Beratung: www.caritas.de/freiwilligenberatung oder www.caritas.de

55. DAHRENDORF, Ralf: Der Beitrag der Bürgergesellschaft an der Gestaltung Europas. In: BALDAS, Eugen; SCHWALB, Helmut; Tzscheetzsch, Werner (Hrsg.): Freiwilligentätigkeit gestaltet Europa. Kooperation in Theorie und Praxis. Freiburg, 2001, S. 72–84; hier: S. 72.

56. BANERJEE, Abhijit V.: *Making aid work*. Cambridge, London, 2007, S. XIV.
57. HAMBERGER, Matthias: *Lebensweltorientierte Jugendhilfe und das Arbeitsprinzip der Sozialraumorientierung*. In: *Ev. Erziehungsverband (Hrsg.): Jugendhilfe im Sozialraum*. Hannover, 2000, S. 25f.
58. STROHM, Theodor: *Wichern III. Die neue Kultur des Sozialen*. In: *ZEE 42/1998*, S. 171–175, zit. S. 172.
59. SCHMÄLZLE, Udo Fr.; SCHÜRMEYER, Stefan; GUNNEMANN, Torsten: *Menschen brechen auf – Gemeinden und Caritas bilden Netze. Qualitative Analysen zu 22 Projekten in lokalen Lebensräumen*. Münster, 2. erw. Auflage, 2009.
60. Vgl. KRAMER, Hannes; DENNIG, Walter (Hrsg.): *Gemeinwesenarbeiter in christlichen Gemeinden. Berichte – Analysen – Folgerungen*. Freiburg, 1974, S. 7.
61. *Kurzfassung der Projektskizze 2011*, S. 3. Projektträger ist das Diakonische Werk, Projektpartner der Deutsche Caritasverband e.V. und die Evangelischen und Katholischen Akademien.
62. DÖRNER, Klaus: *Leben und sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem*. Neumünster, 2007, S. 113.
63. *Das Empowermentprinzip geht davon aus, dass Menschen über Erfahrungen, Fähigkeiten und verschüttete Ressourcen verfügen, die zu aktualisieren sind, wenn es darum geht, diese Menschen in ihrer Selbstständigkeit und in ihrem eigenverantwortlichen Handeln zu stärken. Empowermentpraktiken helfen Menschen, eigene Fähigkeiten zu erkennen, sich selbst zu vertrauen, notwendige Handlungskompetenzen zu vermitteln und mit Betroffenen Allianzen und Selbsthilfegruppen zu gründen*.
64. *Das obige Projekt steht exemplarisch für 22 untersuchte Lebensraumprojekte in:* SCHMÄLZLE, Udo Fr. u. a.: *Menschen, die sich halten – Netze, die sie tragen. Analysen zu Projekten der Caritas im lokalen Lebensraum*. 2. erw. Auflage Berlin, 2009, S. 213–231. Die Aussagen werden dort im Detail belegt.
65. Vgl. BALDAS, Eugen (Hrsg.): *Community Organizing. Menschen gestalten ihren Sozialraum*. Freiburg, 2010. Der Beitrag übernimmt Textteile aus zwei Darlegungen des Autors; der Beitrag von L. Penta ist auszugsweise, die Artikel von P. Laschinski und E. M. Küpper sind vollständig diesem Buch entnommen.
66. Vgl. *Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen*, in: *neue caritas* Heft 3/2009, S. 32ff.
67. Vgl. SCHRAML, Christiane: *Empirische und ethische Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitforschung des Projektes „Broad-based Community Organizing“*. In: *BALDAS, Eugen: Community Organizing, a. a. O., S. 88ff*.
68. LASCHINSKI, Peter: *Community Organizing als neue Form von Gemeindecaritas? In diesem Heft*, S. 59-60.
69. *Der Beitrag ist ein Auszug aus dem Abschlussbericht von Leo Penta zum CO-Projekt: Community Organizing als ein Weg zur „Enabling Community“ – Operative Begleitung der CO-Projekte*, in: *BALDAS, Eugen: Community Organizing, a. a. O., S. 70–74. Weitere Informationen und Beratung erteilt das Deutsche Institut für Community Organizing, Berlin. www.dico-berlin.org*
70. *Wiederabdruck aus: BALDAS, Eugen: Community Organizing, a. a. O., S. 148–150.*
71. *Wiederabdruck aus: BALDAS, Eugen: Community Organizing, a. a. O., S. 151–154.*

Literaturhinweise

BALDAS, Eugen (Hrsg.): *Community Organizing. Menschen gestalten ihren Sozialraum*. Freiburg, 2010.

BALDAS, Eugen; BANGERT, Christopher (Hrsg.): *Ehrenamt und freiwilliges Engagement in der Caritas : Allensbacher Repräsentativbefragung, Qualitative Befragung, Ergebnisse – Perspektiven*. Freiburg, 2008.

BUCHER, Rainer: *Das Ende der Überschaubarkeit. Perspektiven einer zukünftigen Sozialgestalt von Kirche*, in: *Herder-Korrespondenz/Spezial*, 2011, S. 6–10.

Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V. (Hrsg.): Caritas im pastoralen Raum. Diakonische Perspektiven in neuen pastoralen Strukturen. Köln, 2010.

CARITAS IN NRW. Caritas in neuen pastoralen Räumen. Heft 4/2010, S. 1–52.

CARITAS IN NRW – AACHEN U. A. (Hrsg.): Zwischen Sozialstaat und Barmherzigkeit – Positionspapier der Caritas NRW zu niedrigschwelligen, existenzunterstützenden Angeboten, 2008. *Caritas-Konferenzen Deutschlands e.V.*

(Hrsg.): *Seelsorgeeinheiten – Positionspapier*. Freiburg, 2004.

DESSOY, Valentin: *Führen und Leiten von Pfarren. Differenzierte Rollenarchitektur in zukünftiger Sozialgestalt*, in: *Theologisch-praktische Quartalsschrift* 1/2009, S. 10ff.

DEUTSCHER CARITASVERBAND: *Eckpunkte für den Fachdienst Gemeindecaritas*, in: *neue caritas* Heft 20/2002, S. 37–39.

DEUTSCHER CARITASVERBAND (Hrsg.): *Fachzeitschrift neue caritas, Themenhefte: 6/2009 (Community Organizing), 2/2010 und 15/2008 (Pastoralraum und Sozialraum), 8/2001 (Caritas und Pastoral)*.

DEUTSCHER CARITASVERBAND: *Rolle und Beitrag der verbandlichen Caritas in den pastoralen Räumen*, in: *neue caritas* Heft 3/2009, S. 32ff.

EBERTZ, Michael N.; HUNSTIG, Hans-Georg (Hrsg.): *Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche*. Würzburg, 2008.

EBERTZ, Michael N.: *Wider den Wohn-Territorialismus. Michael N. Ebertz' Replik auf „Plädoyer für die Verörtlichung des Glaubens“*, in: *Lebendige Seelsorge* – 55/2004, S. 16–17. *Erzbistum Köln – Generalvikariat (Hrsg.): Caritatives Handeln. Arbeitshilfe zur Erstellung des Pastoralkonzeptes*. Köln, 2009.

HARTMANN, Richard: *Pastoraler Prozess im Bistum Fulda. Kritische Beobachtungen aus teilnehmender Perspektive*, in: *Diakonia*, 41/2010, S. 290–295.

HARTMANN, Richard (Hrsg.): *Verantwortet Kirche sein – hier und heute*. Freiburg, 2009 (Fuldaer Hochschulschriften ; 50).

HERTING, Maria; KRELL, Wolfgang; BALDAS, Eugen; ROTH, Rainer A. (Hrsg.): *Freiwilligen-Zentren, Ferment einer solidarischen Gesellschaft. Zehn Jahre Verbund der Freiwilligen-Zentren im Deutschen Caritasverband*. Freiburg, 2007.

KÄMPER, Burkhard (Hrsg.): *Kirche im Wandel. Rückbau, Umbau und Neubau kirchlicher Institutionen*. Münster, 2010 (Essener Gespräche zum Thema Staat und Kirche ; 44).

MEURER, Franz; OTTEN, Peter (Hrsg.): *Wenn nicht hier, wo sonst? Kirche gründlich anders*. München, 2010.

MEURER, Franz; OTTEN, Peter; BECKER, Silvana (Hrsg.), *Ort Macht Heil*. Berlin, 2006.

PENTA, Leo (Hrsg.): *Community Organizing – Menschen verändern ihre Stadt*. Hamburg, 2007.

POTT, Martin: *Wie werden Administrationsräume zu Lebensräumen?*, in: *Deutscher Caritasverband (Hrsg.): Caritas 2011: Jahrbuch des Deutschen Caritasverbandes*. Freiburg, 2010, S. 60–64.

SCHÄFFERS, Josef: *Kirche konstituiert sich neu im Sozialraum. Sozialraumpastoral im Stadtdekanat Köln*, in: *Diakonia*, 41/2010, S. 50–57.

SCHMÄLZLE, Udo Fr.; SCHÜRMEYER, Stefan; GUNNEMANN, Torsten; THERRE, Markus; HONNACKER, Ana: *Menschen, die sich halten – Netze, die sie tragen. Analysen zu Projekten der Caritas im lokalen Lebensraum*. 2., überarbeitete Auflage. Münster, 2009; (Diakonik ; 6).

SCHMÄLZLE, Udo F.: *Charismen teilen in überschaubaren Räumen*, in: *Herder-Korrespondenz*, Heft 4/2007, S. 175–179.

SCHREGLER, Franz: *Pastoral in ländlichen Räumen : Wegmarkierungen für eine landschaftliche Seelsorge*. Würzburg, 2009 (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge ; 77).

SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.): *Berufen zur caritas (Die Deutschen Bischöfe 91)*. Bonn, 2009.

SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.): *Deus caritas est, Enzyklika Papst Benedikts XVI. über die christliche Liebe*. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 171. Bonn, 2005.

SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.): *„Mehr als Strukturen ...“ Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen (Arbeitshilfe 213)*. Bonn, 2007.

Wandel gestalten – Glauben entfalten. Perspektiven 2010, Pfarrgemeinderatssatzung und Pastoralkonzepte im Seelsorgebereich. Hrsg. vom Erzbistum Köln, 2009.

WEHRLE, Paul: *Theologische Perspektiven für die pastoralen Strukturprozesse in Deutschland*, in: MOONEY, Hilary A. (Hrsg.): *Theologie aus dem Geist des Humanismus*. Festschrift für Peter Walter, Freiburg, 2010, S. 432–446.

WERBICK, Jürgen: *Wie morgen Kirche leben? – Zu den Diskussionen um die Zukunft der Pastoral*, in: *Herder-Korrespondenz/Spezial*, 2011, S. 14–18.

WERBICK, Jürgen: *Plädoyer für die Verörtli-*

chung des Glaubens. In: *Lebendige Seelsorge*, 55/2004, S. 2–6.

WERBICK, Jürgen: *Warum die Kirche vor Ort bleiben muss*. Donauwörth, 2002.

WESTPHALEN, Isabel; BIEBER, Clemens: *Freiwilligen-Zentrum „Von Mensch zu Mensch“ Kleinstheim: Ein gewachsenes soziales Netzwerk nachhaltig und zukunftsfähig gestalten*, in: HERTING, Maria u. a. (Hrsg.): *Freiwilligen-Zentren, Ferment einer solidarischen Gesellschaft*. Freiburg, 2007, S. 212–216.

ZULEHNER, Paul M.: *Zur Zukunft des kirchlichen Lebens : Neue Studien zu Pfarrgemeinderäten sowie zum Pfarrerberuf*. In: *Stimmen der Zeit*, 2010, S. 723–733.

ZULEHNER, Paul M.: *Entlastung in der Pastoral. Vorschläge angesichts der neuen pastoralen Großräume*. In: *Stimmen der Zeit*, 2008, S. 747–755.

2. Materialien zur diakonischen Ausgestaltung pastoraler Räume

(Zusammengestellt von Rudolf Devic)

1. Wir alle sind berufen zur caritas. Gemeinsam diakonisch handeln in Kirchengemeinden und Seelsorgeeinheiten. Arbeitshilfe für das Netzwerk Caritas im pastoralen Raum, Stuttgart, 2010. Bischöfliches Ordinariat Rottenburg-Stuttgart (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit dem Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V. und den Caritas-Konferenzen Deutschlands, Diözesanverband Rottenburg-Stuttgart e.V.

Inhalt: Grundauftrag, Motivation, Diakonischer Blick, Menschen in Armut, Netzwerk helfender Hände, Sachausschuss Caritas im Kirchengemeinderat, Serviceteil: Grundlagentexte, Materialien, weitere Literaturhinweise, „Wahrnehmungsmatrix“ für Bestand

und Aufbau einer Caritas im Lebensraum.

Bestelladresse: Bischöfliches Ordinariat/Expeditur, Postfach 9, 72101 Rottenburg a.N., Tel. 07472/169-0, Fax: 07472/169-561, E-Mail: ordinariat@bo.drs.de

2. Gemeinsam als Caritas diakonisch handeln. München, 2007. Diözesan-Arbeitsgemeinschaft „Caritas und Sozialarbeit“ der Ehrenamtlichen, München (Hrsg.).

Inhalt: Kooperationsfeld Caritas der Gemeinde und Caritasverband, Einzelaspekte: Serviceteil: Literatur, Materialien.

Bestelladresse: Diözesanrat der Katholiken der Erzdiözese München und Freising, Schrammerstr. 3/VI, 80333 München; E-Mail: pbuchner@eomuc.de

3. Nah am Menschen – Caritas im Lebensraum der Pfarrgemeinde (Gemeindecaritas Heft 9). Regensburg, 2009. Hrsg. Bischöfliches Ordinariat Regensburg und Caritasverband für die Diözese Regensburg e.V.

Inhalt: u.a. Projektarbeit im Lebensraum Pfarrgemeinde – ein Weg, der zu den Menschen führt; Schritte: Sehen: Sozialraumanalyse, Urteilen: Veränderungen, Handeln: Beispiele der Praxis: „Gemeinsam essen“, „Treffpunkt für allein Erziehende“, „Menschen mit Behinderungen in der Pfarrgemeinde“, „Schülerpaten“, „Haltestelle Warenkorb“.

Bestelladresse: Maria Plank, Referat Gemeindecaritas beim Caritasverband für die

Diözese Regensburg e.V., E-Mail: gemeinde-caritas@caritas-regensburg.de

4. Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V. (Hrsg.): Caritas im pastoralen Raum. Diakonische Perspektiven in neuen pastoralen Strukturen. Köln, 2010.

Inhalt: u.a. Adressaten, Produkte/Projekte/Maßnahmen, Akteure, Erfassung von Stadtteil, Lebensraum und Lebenswelt; Institut für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung, Essen (ISSAB): Strukturelemente zur Stadtteil- und Lebensraumanalyse; Maria Lüttringhaus; Hille Richers: Aktivierende Befragung: Ablauf u. Checkliste.

Bestelladresse: Edition Zweihorn GmbH & Co. KG, 94089 Neureichenau, Tel. 085 83/2454, Fax: 085 83/9 1435, E-Mail: edition-zweihorn@web.de

5. Stiftung Mitarbeit (Hrsg.): Handbuch Aktivierende Befragung – Konzepte, Erfahrungen, Tipps für die Praxis von M. Lüttringhaus u. H. Richers u.a., Bonn, 2003.

Inhalt u.a.: Grundvoraussetzungen für die Aktivierung und Partizipation, Stufenmodell der Partizipation, Grundvoraussetzungen für die Partizipationsstufen „Informieren“, „Mitwirkung“, „Mitentscheidung“, „Selbstverwaltung“, Literatur zur Partizipation.

6. Das Caritas-Zukunftsspiel: Hol die Katze aus dem Sack. – Der Gemeindecheck, Köln, 2010. Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln (Hrsg.).

Inhalt: Planspiel für den kreativen Zugang zu den Lebenswirklichkeiten und der Caritas-Arbeit in Seelsorgebereichen und Pfarreien; Material: Ansteckbuttons, Säcke mit Bausteinen, Spielfiguren mit allen beteiligten Akteuren im Seelsorgeaum; Anleitung zum Bauen, Analysieren und Konkretisieren, zum Wahrnehmen von Realitäten, um darüber zu diskutieren, Perspektiven zu entwickeln und Vereinbarungen zu treffen. Bestelladresse: klaus.fengler@caritasnet.de

7. Jens Freiwald; Josef Schäfers: Dem Wunder die Hand hinhalten. Sozialraum-

pastoral im Stadtdekanat Köln, in: Caritas in NRW, H. 4/2010, S. 16–18.

Inhalt u.a. Beispiele aus der Praxis:

„Runder Tisch Köln-Dünnwald/-Höhenhaus“ Akteure: Pfarrgemeinde, Ökumenisches Nachbarschaftszentrum, SKM-Zentrum, Arbeitslosen-Bürgerzentrum der Caritas, Kath. Jugendwerke.

Jugenddomizil auf Rädern in Roggendorf/Thenhoven

„Mittwochsmaler“, Gruppe von jugendlichen Graffitikünstlern gestaltet einen Bauwagen um; Stärkung des Selbstwertgefühls von und der Wertschätzung für auffällige Jugendliche. Planungsgruppe „Stadtblick“ auf Ebene des Stadtdekanats

Kath. Träger in Stadtteilen und Seelsorgebereichen mit dem Fachdienst Gemeindecartas: Milieus im Stadtteil, Kirche und Offenes Ganztagesangebot, Kinder- und Jugendarbeit, Kath. Familienzentren.

„Sozialpastorale Schnittstelle“ des Runden Tisches Köln-Porz

SKM und SkF bieten Kirchengemeinden über ein Gutscheinsystem Beratung und andere Formen der Unterstützung für Arme im Stadtviertel: Lebensmittel, Kleidung, Mittagessen.

Internet: www.caritas-nrw.de/wai3/showcontent.asp?ThemaID=1318

8. „Missionarisch Kirche sein – Diakonie in den neuen pastoralen Einheiten!“ Dokumentation der Perspektivenwerkstatt am 10.12.2009 in der Pfarrgemeinde St. Johannes Apostel in Frankfurt-Untertliedebach, unveröffentlichtes Manuskript, 2010; Verantwortliche des Manuskripts: Referate Gemeindecartas der Diözesan-caritasverbände in der Region Mitte-Südwest: Trier, Mainz, Fulda, Limburg, Freiburg.

Inhalt: Vortrag von Prof. Dr. Karl Bopp „Missionarisch Kirche sein – Diakonie...“, Maßnahmen in den Bistümern Mainz und Trier zur Verankerung der Diakonie in den neuen pastoralen Einheiten, Caritas ist Pastoral, Protokoll der Veranstaltung, Nachlese zur Veranstaltung; Anlage: Flyer Sozial-caritative u. seelsorgliche Einrichtungen der Kath. Pfarrgemeinde St. Johannes Apostel in Frankfurt-

Untertliedebach; Anlage: Übersicht Sozial-caritative u. seelsorgliche Einrichtungen im Pastoralen Raum Höchst/Untertliedebach/Sossenheim.

Bestelladresse der Dokumentation: Josef Gebauer, Referent Gemeindecartas, Caritasverband für die Diözese Fulda e.V., E-Mail: josef.gebauer@caritas-fulda.de

9. Materialien der Caritas-Konferenzen Deutschlands (CKD). Das Netzwerk von Ehrenamtlichen: Leitfaden Caritas-Konferenzen im größeren pastoralen Raum, Hrsg.: Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn e.V., Verband ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Gemeinden und Einrichtungen, Paderborn, 2010.

Inhalt u.a.: CKD-Gruppen im pastoralen Raum. Die Startphase, Zusammensetzung der Planungsgruppe/Begleiter des Prozesses, Themen der Planungsgruppe, Inhalt der Pastoralvereinbarung, Arbeitsblatt zur Entwicklung einer Pastoralvereinbarung, diverse praktische Fragen, Modelle etc.

Bestelladresse: Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn e.V., Postfach 1824, 33048 Paderborn; E-Mail: ckd@caritas-paderborn.de

Positionspapier der Caritas-Konferenzen im Erzbistum Paderborn e.V. zu den Pastoralen Perspektiven 2014, Paderborn, 2008.

Diözesanes Forum „Zwischenbilanz 2014“. Zentrale Herausforderungen:

Caritatives Engagement als pastorales Handeln vor Ort (als missionarischer und pastoraler Dienst), Paderborn, 2009.

Beispiele aus der Praxis von CKD-Gruppen im Hinblick auf pastorale Räume sowie Informationen zum Bundesprojekt dazu finden sich unter: www.ckd-netzwerk.de

10. Materialien des Verbands Katholischer Tageseinrichtungen für Kinder (KTK-Bundesverband): Verlässlich und vernetzt. Kitas in pastoralen Räumen (Welt des Kindes, Heft 1/2010); Bestelladresse: info@koesel.de Broschüren des KTK-Bundesverbandes;

Gatzweiler, Werner: Die Kirche geht – die Kita bleibt? Kindertageseinrichtungen in pastoralen Räumen. Dokumentation der

Religionspädagogischen Jahrestagung 2009 Freiburg, 2011.

KTK-Gütesiegel, Bundesrahmenhandbuch, 4. erw. Auflage, Freiburg, 2010.

Inhalt: Qualitätsbereiche des KTK-Gütesiegels, u.a. Qualitätsbereich III – Kirchengemeinde: Umstrukturierung der Pastoral und Schaffung neuer Seelsorgeeinheiten. Qualitätsbereich IV Politische Gemeinde: Katholische Kindertagesstätten kooperieren mit politischen Gremien in ihrem Umfeld.

Bestelladresse: ktk-bundesverband@caritas.de

11. Caritas-Werkzeugkasten Diakonie – Thema Armut (CD-ROM), Hrsg.: Fachgruppe Animation der deutschschweizerischen, regionalen Caritas-Stellen, Caritas St. Gallen, 2011.

Inhalt: Hintergründe der Diakonie und Sozialarbeit, Grundlagen zur Armut-Problematik; Freiwilligen-Projekte zu „Armut halbieren“; Projekt-Methoden; Methoden zur Bildungsarbeit. U.a. ausführlicher Fragebogen zur Si-

tuation der Diakonie vor Ort.

Bestelladresse: Caritas St. Gallen, Fachstelle Diakonie, Teufener Strasse 11, CH-9000 St. Gallen; info@caritas-stgallen.ch

12. Beiträge in Themenheften neue caritas (Hrsg.: Deutscher Caritasverband)

neue caritas 02/2010, Pastoralraum – Näher ran (Titelthema)

Inhalt u.a.: Pastorale Räume als Orte caritativer Unternehmen (P. Neher), Umstrukturierung: Gemeinde bleibt lebendig (A. Ambaum), Caritastheologie: Der Mensch als Quelle und Höhepunkt sozialer Arbeit (A. Böhmer).

neue caritas 6/2009, Community Organizing – Sozialstaat im Eigenbau (Titelthema).

Mit Beiträgen von L. Penta, M.-E. Küpper, A.Lob-Hüdepohl, C. Schraml und S. Winterberg zur Aktivierung von Engagement im Stadtteil auf der Basis von Bürgerplattformen.

neue caritas 15/2008, Pastoral – Hinaus in den Sozialraum (Titelthema)

Inhalt: Pastoral: Gemeinsam sind wir stark – eine Utopie wird Wirklichkeit (U. Fr. Schmälzle), Statement: Das Leben in Fülle (F.J. Gebert), Forschung: Der soziale und der pastorale Raum sind eins, (S. Schohe; R. Devic), Praxis: Die Arbeit kann nicht mit Geld bezahlt werden (B. Graf; C.Höttges).

neue caritas 8/2001, Caritas & Pastoral – Frühlingserwachen (Titelthema)

Inhalt: Pfarrgemeinde muss Heimat bieten (K. Gabriel), Statement: Den Lebensraum gestalten (R. Devic), Holt die Leute ins Boot (W. Springer), Pastoralplanung: Wo bleibt die Caritas? (U. F. Schmälzle), Die Kirche im Dorf lassen (H. Koch).

Zeitschriftenvertrieb, E-Mail: zeitschriftenvertrieb@caritas.de; Tel. 07 61/2 00-4 20.

Archivsuche: www.neue-caritas.de

**neue caritas
LESERSERVICE**

Sofort wissen, was wichtig ist: die NEWSLETTER der neuen caritas



Unser online-Service für Abonnenten:

- aktuell
- themenspezifisch
- kostenlos

Wählen Sie Ihren Newsletter aus folgenden Fachbereichen:

- Caritas als Unternehmen
- Familie und Generationen
- Theologie und Ethik

Melden Sie sich an bei:
zeitschriftenvertrieb@caritas.de



3. Verzeichnis der Mitwirkenden

Baldas, Dr. Eugen

Referatsleiter Gemeindec Caritas und Engagementförderung, DCV, Freiburg

Barrois, Frank

Referent, Fachverband CKD e.V., Freiburg

Bayer, Niklaus

Theologe und Erwachsenenbildner Caritas St. Gallen

Devic, Rudolf

Geschäftsführer Verbund Freiwilligen-Zentren, Referent Gemeindec Caritas, DCV

Fengler, Klaus

Abteilung Gemeindec Caritas im Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln

Gabriel, Claudia

Fachdienst Gemeindec Caritas im Caritasverband Rhein-Sieg

Glandorf-Strotmann, Gabriele

Leiterin des Freiwilligen-Zentrums Hamburg

Heil, Hanno

Vorsitzender des Verbandes katholischer Altenhilfe in Deutschland e.V. (VkaD)

John, Dr. Ottmar

Bereich Pastoral, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn

Korbmann, Klaus

Referent Gemeindec Caritas beim Caritasverband für die Diözese Würzburg

Kuhn-Somm, Regula

Caritas Aargau

Küpfer, Maria-Elisabeth

Gemeindec Referentin, Kath. Kirchengemeinde Herz Jesu, Hamm und St. Olaf, Horn, Bürgerplattform ImPuls-Mitte Hamburg

Laschinski, Peter

Diakon, Geschäftsführer des Caritasverbandes für das Erzbistum Hamburg, Leiter des Katholischen Büros Hamburg

Marcus, Dr. Hans-Jürgen

Direktor des Caritasverbandes für die Diözese Hildesheim

Meurer, Franz

Katholischer Pfarrer der Gemeinden St. Elisabeth und St. Theodor, Köln

Neher, Prälat Dr. Peter

Präsident des Deutschen Caritasverbandes e.V., Freiburg und Berlin

Oberleitner, Peter

Caritasverband für die Diözese Passau, Leiter der Abteilung Verbands- und Grundsatzfragen

Penta, Professor Dr. Leo

Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin; Leiter des Deutschen Instituts für Community Organizing

Plichta, Angela

Referentin Engagement-Online-Beratung DCV, Freiburg

Pott, Dr. Martin

Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Pastoralreferent, Fachbereich Pastoralentwicklung

Roth, Professor Dr. Rainer A.

Emeritus, Politische Bildung und Didaktik der Sozialkunde an der Universität Augsburg und an der Hochschule für Politik München

Sauerbier, Dr. Rudolf

ehemaliger Mitarbeiter in leitender Position der Pharmaindustrie, Freiwilliger in der Entwicklungshilfe, bei der Gestaltung von Jakobuswegen in Baden-Württemberg und im Senior Experten Service

Schmälzle, Professor Dr. Udo F.

Emeritus, Seminardirektor für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

Spazier, Roland

Stellvertretender Einrichtungsleiter Caritas Altenstift Mettmann

Vorhoff, Karin

Referentin, Arbeitsfeld Sozialräumliche Arbeit, Deutscher Caritasverband, Freiburg

Kennen Sie unsere Produktfamilie?

Alles, was Sie als Sozialprofi interessiert – aktuell, regelmäßig, fundiert.



- 1 neue caritas**
Die Fachzeitschrift für Soziales mit Themen aus Politik, Praxis und Forschung, 14-täglich



- 2 neue caritas Infos**
Regelmäßige Veröffentlichungen aus den Fachverbänden als Beilage in der neuen caritas



- 3 neue caritas Newsletter**
Der Online-Leserservice für Abonnenten zu tagesaktuellen Fragen



- 4 neue caritas Basics**
Praxisorientierte Arbeitshilfe im Taschenbuchformat in Kooperation mit dem Lambertus-Verlag



- 5 neue caritas Jahrbuch**
Der Überblick über die bundesweite Verbandarbeit mit umfangreichem Adressverzeichnis

Greifen Sie zu!

Erleben Sie mit den Produkten der neuen caritas Familie immer auf dem neuesten Stand.

Weitere Informationen finden Sie unter:

www.neue-caritas.de

☎ Telefon: 0761/200-420

☎ Fax: 0761/200-508

✉ E-Mail: zeitschriftenvertrieb@caritas.de

☎ www.neue-caritas.de

☎ www.lambertus.de